L.g.o. 697.

Gedichte

von

Friedrich Schiller

Dritter Theil

Berlin 1807.

Lg. o. 697.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BAMBERGENSIS.

Schillers Gedichte.

Dritter Band.

Über
Friedrich Schiller und seinen schriftstellerischen Charakter.

(Aus der N. allgemeinen deutschen Bibliothek III. Band.)

Über die Größe des Verlustes, den wir durch den Tod Schillers litten, ist wohl nur Eine Stimme in Deutschland. Aber vielleicht empfinden nur wenige, was seinen Verlust so groß, und seine Trauer darüber so gerecht macht. Ach! nicht nur den gewordenen großen Dichter haben wir mit seinem Tode verloren, auch den großen Dichter, der er noch zu werden versprach. Nur zu gewiß ist es, daß, eine so hohe Staffel der Reife er auch erklimmte, er doch noch nicht die erreichte, der er entgegen rang; die zu erringen, sein außerordentlicher Geist noch die lebendigste Kraft in sich fühlte, dessen höchste Höhe zu erflie-

gen, seines starken Genius Schwingen sich schon so siegend erhoben, schon so nahe dem Ziele schwebten. Nur noch wenige Zeit, nur noch eines Werkes vielleicht bedurft' es, und er stand am Ziele, ganz er selbst!

Ich sage ganz, völlig gereinigt von dem, was zwar schon in ihm, Schiller, aber noch nicht der echte, wahre, mit seinem vollen Vermögen wirkende, der vollständig mit sich eins gewordene, durchaus sich ähnliche, eigenthümliche Schiller war. Diesem Punkte seiner sich ganz Gewinnung und Erreichung entriß ihn sein schnell und unerwartet uns überraschender Tod. So liegt das Gewicht seines Verlustes zehnfach auf uns. So reich mit Lorbeern geschmückt er von seiner ehrenvollen Laufbahn fortgerissen wurde: ihm winkten noch höhere, noch unvergänglichere Kränze; ihm lag eine noch glänzendere, ruhmvollere Laufbahn vor Augen; er hatte noch nicht vollendet, wie er konnte, wie er vermochte.

Wahrlich ein seltner Geist! von wenigen so berühmten, so gefeyerten, so ausgezeichnet vortrefflichen Dichtern wird man sagen können: sie hätten sich selbst noch nicht erreicht; selbst ihr bestes, ihr vollendetstes Werk ver-

kündigte einen Genius, der, noch nicht erschöpft, einer noch höhern Vollendung und Vervollkommnung entgegen reifte. So Schiller, der dramatische Dichter. Alles Schöne, Große und Herrliche, was er uns gab, war noch nicht das Größte, Schönste und Herrlichste, zu dem die Kraft in ihm lag; trug noch nicht das Siegel der Vollendung an der Stirne, die der Genius, der auf ihr ruhte, in der ganzen Fülle seines Schöpfungs- und Zaubervermögens ausgesprochen hätte. In jeder seiner neuesten Productionen offenbarte sich eine neue Genialität; aber auch immer eine, die noch nicht am Ziele war, die das sich selbst Befriedigende noch nicht aufgefunden, das Höchste, das ihr vorschwebte, von dem sie sich voll fühlte, zu dem ihr innerer Beruf sie hindrängte, noch nicht erschwebt, ergriffen und sich angerungen hatte.

Nur von dem lyrischen, epischen und didaktischen Dichter darf man behaupten, er trug das Siegel der Vollendung, stand an dem sich vorgesteckten Ziele, hatte sich dieser seiner Genialität ganz Meister gemacht. Entrückt dem jugendlichen Alter, den Ausstürmungen einer wilden, rohen, ungezügelten Phantasie, dem unsichern, noch nicht mit sich

einigen Geschmacke, den unausgebildeten, noch nicht gereiften Ansichten, war er geworden, wozu die himmlische Berufung in ihm ihn weihte! Urania's Sternenkrone um die Stirn, in ihren Azurmantel gehüllt, schlug er der Lyra goldne Saiten; Denker auch in den Feengebilden der kühnst begeisterten Phantasie. Zum Manne gereift, ein echter Dichtergeist, bewegt er sich vor uns auf und ab; seine lebendige Phantasie der Schönheit, seine Kraft und Stärke der Grazie vermählt! Blühend und herrlich lagen hier seine poetischen Welten vor unsern Augen, gereinigt von üppigem Auswuchs, in reicher, nährender Fruchtbarkeit! Seine Schöpfungen überraschten nicht mehr durch bloße Originalität und Neuheit; sie befriedigten den angezogenen Geist auch durch Feinheit und Korrektheit des Geschmacks! Wie verschieden Stoff und und Form seiner Darstellungen! und alle halten den eigenthümlichen Charakter eines gedankenvollen, gehaltschweren Geistes.

So wurden seine mythologischen Dichtungen durch die neuen Ansichten, aus denen er sie behandelte, durch den tiefen Sinn, den er in sie legte, durch die lebendigen Farbengebungen, mit denen er sie ausstattete, wahre

Wiedergeburten des altgriechischen Dichtergenius; denn, ob es gleich sein Geist war, den er ihnen einhauchte: so war dieser Geist doch so griechisch zart, so griechisch aufgefaßt und ausgebildet, daß er auf diesem Boden entsprossen und gereift schien.

So bezeichnete seine didaktischen Gedichte der eigenthümliche Charakter, daß sie überall ihre Belehrungen handelnd entweder durch Veranlassungen aus dem Leben, oder durch fortschreitende Gemählde der immer beweglichen, immer wirksamen Natur entfalteten und veranschaulichten, und so in vor uns werdenden oder gewordenen Erscheinungen, in That und Wirklichkeit verwandelt, uns selbst zum Thun und Wirken aufforderten und begeisterten.

So regte auch den lyrischen Dichter herrschend der philosophische Genius, und lebendig, wie er ihn beseelte, drückt er sich auch in seinen Liedern ab. Was sie auch seyn mochten, Ergießungen seiner Gefühle, oder Spiele einer lieblichen Phantasie, immer waren Weisheit, Wahrheit und Tugend die Musen, die sie ihm eingaben, und mit aller

Würd' und Hoheit ihrer Natur sich in Bild, Wort und Laut enthüllten und offenbarten.

In dem epischen (erzählenden) Dichter endlich äußerte sich dieser Genius durch die psychologische Charakterdarstellung der vorgeführten Helden, durch die lebhafte Versinnlichung der Vergangenheit zur Gegenwart, durch das hohe Interesse, das er dem Dargestellten auch für unsern Verstand gab, durch die sittliche Bedeutung, die in ihnen lag, ohn' als Tendenz sichtbar zu seyn. Sie ergab sich von selbst aus den Charakteren und dem Ereigniß, ungesucht, ungezwungen, gleichsam unerläßlich, und eben deßwegen reinpoetisch. Selbst, was die Magie dieser Dichtungen so erhöhte, die Wahl des Sylbenmaßes, des Beginnungspunktes, des ganz eigenen Farbentons in der Darstellung des erkohrnen Stoffes, ergab sich aus der philosophischen Ansicht seiner Fabel; ob sie gleich durch die poetische Kunst in der Behandlung mehr als das Resultat eines sichern Taktes, als der prüfenden Überlegung schien.

Hier also trat seine dichterische Genialität vollendet, völlig in sich abgeschlossen, vor unsere Augen Was hier seine Muse noch

den Kennern zu erinnern übrig ließ, gehörte zu den Flecken, quos aut incuria fudit, aut humana parum cavit natura, und bestand in einzelnen kleinen Vernachlässigungen des Sylbenmaßes; in einzelnen härteren und mißtönenden Reimen, die in Dichtungen, ubi plurima nitebant, und bey einem Dichter, wie er, nur darum von dem Kunstrichter bemerkt wurden, weil er auch ihrer sich zu entfremden das volle Vermögen besaß.

So vollendet und in sich abgeschlossen aber auch der Verewigte den lyrischen, didaktischen und epischen Dichter entwickelte: so hatte die dramatisch-tragische Muse ihn doch vorzüglich zu ihrem Günstlinge geweiht. Jedes Talent, das zu dieser Dichtungsart Beruf giebt, fruchtbare, nie versiegende Erfindungs- und Schöpfungskraft, reiche, lebendige, mannichfach gestaltende Phantasie, tief blickender, scharf auffassender, bis in das Innerste durchgreifender Intuitionssinn, die innigste, geistvollste Vertrautheit mit der menschlichen Natur, den Leidenschaften und ihren Tönen und Klängen, dem Geist aller Zeiten, Völker und Sitten, höchst vergegenwärtigende Versinnlichungsgabe, und das genaueste Einverständniß mit der Kraft und Energie, der Fülle

und dem Reichthume unserer Sprache, alle diese Feengeschenke des poetischen Genius waren sein, und er bewährte und enthüllte ihren Besitz bis zu einer Höhe, die das non plus ultra eines Dichtergeistes scheinen könnte, wenn er nicht dadurch, daß er vom Don Carlos bis zur Braut von Messina auf einem andern, abgeänderten Wege die höchste Tendenz des Trauerspieles suchte, und erst im Tell mit sich darüber eins, zur frühern zurück kehrend, unserer Anerkennung und Verehrung seiner Talente eine noch größere Ansicht seines dramatischen Genius eröffnete, und zu den Erwartungen einer noch höhern Reife der höchsten Vollendung desselben berechtigt hätte.

Es kann nähmlich einem aufmerksamen Beobachter nicht entgangen seyn, daß der Mann unserer Verehrung und Liebe, seit er mit Don Carlos aus dem Jugendalter seines aufkeimenden Genies einen wahrhaften Riesenschritt in die Zeitigungsperiode desselben that, in den diesem folgenden Produktionen seiner dramatischen Muse von seiner eigenthümlichen Genialität, von seines Geistes Selbstheit gleichsam abwich, und, einem andern Genius nachstrebend, auf einen andern Weg hin-

geleitet, eine fremdartige Natur in sich hinüber trug, die er zwar seiner originalen inkorporirte, aber doch immer sich einbildete, und so nicht mehr das ursprünglich ihm einwohnende Ideal von dramatischer Art und Kunst, das Don Carlos uns, wie einen Spiegel, vorhielt, verfolgte: die Darstellung der freyen, in sich selbst wirkenden menschlichen Natur, des Kampfes mit Leidenschaften, und eines Kampfes aus eigenem Willen, in und durch sich selbst selbst siegend oder fallend. Der schauerliche Geist des alten Drama's:

— — „Das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen zermalmt, wenn es den Menschen erhebt,"

ergriff seine Phantasie, bemächtigte sich ihrer überwältigend, und verdrängte jenes, eigentlich seinen Genius aussprechende Ideal.

Durch Shakespeare's Riesengenius entzündet, betrat Schiller auch im Don Carlos des Britten Bahn, aber selbstständig und kräftig; ein dem brittischen Genius verwandter, nicht mehr, wie in seinen frühern Versuchen, von ihm beherrschter, nur ihn nachahmender Dichtergeist. Der Shakespearsche

Götterfunken hatte ihm nur gedient, die eigenen anzufachen, und des großen Britten Göttergestalten ihn nur begeistert, damit er seine eigene Schöpferkraft fühle, und durch sie den Gebilden seines Genius Leben und Daseyn gebe. So weissagten uns sein Philipp, sein Großinquisitor, sein Posa, alle drey Darstellungen eines originalen Bildnergeistes, und alle drey selbstthätige, frey in dem Geist ihrer individuellen Natur handelnde Charaktere.

Ganz in einem andern Geiste gab er uns seinen Wallenstein und seine Maria Stuart. Mit ihnen begannen seine Opfer an dem Altare des griechisch-tragischen Genius; seine ersten Schicksalshelden traten auf. Klar, und in die Augen springend, sind Wallenstein und Maria Opfer des Fatums; sie fallen von ihm zerdrückt, ohne ihre Schuld, bloß, weil sie sollen. Dem einen lügen seine Sterne, und führen ihn so seinem Falle zu; die andere machen Zauber- und Liebestränke zur Verbrecherinn, und bringen sie so um ihre Krone, ihre Freyheit und ihr Leben.

Indeß ist wohl nichts undramatischer, als ein Held unter der eisernen Hand des Schicksals. Je zermalmender sie auf ihm ruht, je

despotischer sie ihn zerdrückt, ein je schuldloseres Opfer sie ihm schlachtet, desto unpoetischer wird das Schauspiel, das sie uns mit ihm giebt. Es empört und stößt zurück. Unthätig leiden, ohnmächtig dulden, ohne Widerstand aufgerieben und unschuldig verblutend dem Schwertstreich einer blinden Obermacht erliegen, entadelt, entweiht und erniedrigt die menschliche Natur allzu sehr, um nicht durch einen solchen Anblick mit Widerwillen, Bitterkeit und Abscheu erfüllt zu werden. Ein Resultat, das durchaus gegen den Zweck jeder schönen Kunst streitet. Es giebt daher nur eine Ansicht, durch die der Held einer Schicksal-Tragödie poetisches Interesse erregen, und eine dramatische Seite sich angewinnen kann: die, daß er, im ganzen Sinne des Worts, als Held falle, das ist, seine Thätigkeit dagen aufbiethend, mit Kraft und Stärke sich ihm widersetzend, und, wenn er doch unvermeidlich sinken muß, nur kämpfend der Nothwendigkeit weichend. So erliegen mehrere Schicksalshelden der alten Tragödie, zum Beyspiele Sophokles, Ödipp und Euripides Iphigenie in Aulis.

Diese dramatische Seite gab auch Schiller seinem Wallenstein. Er schilderte ihn im

Kampfe mit sich selbst; setzte ihn durch Wollen und Nichtwollen, durch Streit zwischen seinem Ehrgeitz und seiner Pflicht, durch Schwanken zwischen Entschluß und That, wenigstens in eine Art von Thätigkeit; ließ uns doch einen Trieb zur Gegenwirkung bey der auf ihn eindringenden Gefahr, Sträuben gegen die ihm gebiethende Nothwendigkeit und festen Entschluß in ihm erblicken, nicht freywillig des Fatums Opfermesser sein Haupt darzubiethen. Was Wallenstein also als Schicksalsheld werden konnte, ward er durch des Dichters Genie; wie ungleich glorreicher würde eben dieses Genie ihn erst gestaltet haben, wenn ihm bey seiner Darstellung das Fatum der Alten nicht vorgeschwebt, wenn er ihn zu einem selbstständigen, nur von seinem Willen getriebenen, in aller Kraft seiner freyen Thätigkeit handelnden Charakter ausgebildet hätte!

Tiefer noch, zum Nachtheil einer höhern Schönheit, wirkte diese Fatums-Idee auf Maria Stuart's Charakterdarstellung. Ihr Heroismus, ihre Thätigkeit äußert sich nur in großen Gesinnungen, in religiöser Ergebung. Aber diese religiöse Ergebung ist minder das Werk einer durch helle, geläuterte Erkenntniß

sich gewonnenen und zur Seelenstärke g- reiften Religion, als einer christlichkatholishen Gläubigkeit, eines blinden Vertrauens auf die Tröstungen der allein seligmachende Kirche und eines schwärmerischen Märtyrerthums. Der Glaube an ein blind waltende Schicksal und die gebiethende Ergebung in dsselbe steht indeß mit der gebothenen blinde Gläubigkeit des Katholicismus, und die daus folgende blinde sich Unterwerfung in sei eiserne Oberherrschaft über Verstand, Wisn und Gemüth in einer so genauen Verwanschaft, daß seine Verchristlichung in einem Carakter, wie uns der Dichter mit seiner Mria geben wollte, sich dem Darsteller nothendig aufdringen mußte; zumahl da diese erchristlichung dem vorzuführenden Fatums-harakter ein neues Kolorit und eine poetise Sublimität aneignete, die, die Phantasi zu übersinnlichen Regionen erhebend, uns n den Wirkungen des Glaubens auf seine Heldinn Ergebung in ihr Schicksal, den angel an irdischer Thätigkeit gleichsam vgütigte, und so die eherne Hand des Schisals milder auf sie fallen ließ, da es sei Opfer durch die Glorie der Märtyrerkrone er den Schmerz erhob, mit dem es sank.

Dieser Glaubenstriumph über Schmach, Erniedrigung und die Schrecken des Todes, und der aus ihm geborne Martyrer-Enthusiasmus, diese Heiligen-Glorie, mit der die katholische Religion die durch sie entsündigte, los und seliggesprochene Maria schmückte; kurz, die poetische Blendung, die der Dichter durch den Katholismus auf seinen Fatums-Charakter warf, zog ihn bald zu einer weitern dramatischen Benützung dieses Romantisch-poetischen hin, und ließ ihn in ihm eine neue Ansicht zur modernen Ausbildung der altgriechischen Schicksals-Katastrophe finden. Ein noch umfassenderes, phantasiereicheres Gebieth both ihm hierzu, wie er glaubte, die katholische Wunderwelt. Das Fatum in einer Heiligen dieser Kirche personificirt, so personificirt Ereignisse gebiethend, leitend, und in und durch ein menschliches Individuum handelnd, schien ihm glückliches Bengungsmittel zwischen der antiken und modernen Romantik. So ward seine Johanna von Orleans, und erhielt die dieser seiner Ansicht gemäße Gestalt.

Schwerlich giebt es auch, aus einem psychologischen Gesichtspunkt angesehen, und psychologisch behandelt, einen dramatischen

Geschichtsstoff, als dieser Johanna wunderähnliches Treiben und Wirken; und wäre nicht die Vorstellung von dem „gigantischen Schicksal," als dem höchst tragischen Vorwurf, in der Seele des Darstellers so herrschend, sein ursprünglicher Genius der ihn zur Wahl dieses Gegenstandes treibende Gott gewesen: er hätte die psychologische Ansicht und Behandlung, als die einzig wahrhaft dramatische, nicht verworfen.

Aber von jenem Schauergeiste des alten Trauerspiels geregt und bewegt, reitzte ihn nur das Wunderbare in diesem Stoff und Charakter; nicht Johanna, die inspirirt sich glaubende, sondern die wirklich inspirirte, belebte und erfüllte seine Phantasie. Denn eben diese Inspiration verwandelte Johannen in das Werkzeug einer unsichtbaren Obermacht, das aus Vorherbestimmung handelte, der Nothwendigkeit gehorchte, ein geweihtes Opfer fiel, und sie so zu einer recht eigentlichen Schicksalsheldinn, zu einer verchristlichten, machte. Daher sehen wir sie denn auch im Trauerspiele nichts auf natürlichen, sondern Alles auf übersinnlichen Antrieb, nichts aus eigener, sondern Alles aus fremder Kraft thun. Was geschieht, sie

verrichtet es nicht, sondern die sie leitende unsichtbare Hand; nicht sie bereitet sich, was ihr begegnet, sondern das sie prüfende, läuternde, in der Jungfrau Maria personificirte Fatum. Das Fatum allein schürzt und löst auch hier wieder den Knoten der dargestellten Handlung.

In der Braut von Messina that der Dichter den letzten Schritt zur völligen Gräcisirung des modernen Trauerspiels. Er ersann eine vollständige Schicksalsfabel, in der durchaus nur eiserne Nothwendigkeit herrscht, Alles unvermeidlich geschieht, die Helden gar nichts, als blinde Vollstrecker des Willens einer despotischen Obergewalt, sind, schlechthin unwillkührlich jeder seinem Verderben zueilt, und das ganze Ereigniß, bis zur blutigen Entwickelung, mit einem düstern, schauerlich-mystischen Schleyer bedeckt ist; ließ die vorgestellte Handlung großentheils erzählend vorgehen, die nur durch das Fatum handelnden Personen ihre Gesinnungen und Empfindungen prächtig und bilderreich beschreiben, und herrschender, als jemals, die Personalität des Dichters, statt ihre eigene, haranguiren, und führte endlich auch den durch Reflection an der Handlung theil-

nehmenden Chor ein; kurz, modernisirte die ganze äußere Gestalt der antiken Tragödie. Daß dieser Versuch eine Verirrung dieses trefflichen Geistes war; daß er ihm, trotz einzelner Gelungenheiten, mißglückte und mißglücken mußte; daß er uns mit ihm kein Drama, sondern nur eine dramatische Dichtung gab, darüber sind wohl alle Stimmen der Leser, wie der Zuschauer, einig. Die Verirrung floß aus einer irrigen Ansicht der griechischen tragischen Kunst, und die fehlgeschlagene Ausführung war das unvermeidliche Resultat jener irrigen Ansicht. Für die Untersuchung des Wie? und Warum? ist hier nicht Raum, und bleibt einer andern Gelegenheit aufgespart; daß der Verewigte aber seine Verirrung selbst erkannte, davon giebt sein letztes uns bekannt gewordenes Werk, Wilhelm Tell, den einleuchtendsten Beweis. In ihm waltet nirgends ein blindes Fatum; freykräftige Menschen handeln; eigner, selbstständiger Wille wirkt; nichts geschieht durch eine unbedingte Nothwendigkeit, durch eine tyrannisirende unsichtbare Obermacht. Der Dichter hat sich selbst wieder zurückgewonnen, sein ursprünglicher Genius, seine alte, freye Thätigkeit wieder erhalten, und sich zu der Reife erho-

ben, die uns in seinen nächsten Productionen seine höchste Vollendung und in sich selbst Abgeschlossenheit erwarten ließ.

Diese gerechten Hoffnungen erhalten durch den für sein neuestes Drama gewählten Helden eine Art von Sanction. In Attila's Geschichts-Charakter sind die lebendigsten, entgegengesetztesten Leidenschaften und die thätigsten Seelenkräfte, und der entschiedenste Selbstwille allzu geschäftig, um als Schicksalsheld dargestellt werden zu können. Sein kriegerischer Geist, die Härte seiner Gemüthsart, die Verschlagenheit seines Verstandes, seine List im Gebrauche der Mittel zu seinen Zwecken, seine Bedachtsamkeit und Besonnenheit vor seinen Unternehmungen, und die Kühnheit, Unerschrockenheit und Beharrlichkeit bey ihrer Ausführung bieten nur einen rein dramatischen Charakter dar; und seine Milde bey demüthiger Unterwerfung, seine unverbrüchliche Treue gegen ein einmahl gegebenes Wort, seine Verachtung kriechender Schmeichler mildern, sänftigen und verkleinern die empörenden und zurückstoßenden Züge, die ihn sonst zu einem undramatischen Charakter machen würden.

Wahrlich, der geniale Geist, der des spanischen Philipps feindseligen Charakter so treu, wahr, und doch so menschlich anziehend gestaltete, verhieß uns auch in diesem Attila ein Meistergebilde, und es ist ein wahrhaft unersetzlicher Verlust für unsere tragische Bühne, daß der Tod die Vollendung desselben hinderte; daß dieses herrliche Genie dahin gieng, ohne uns mit der vollendeten Reife seines großen dramatischen Dichter-Talentes zu erfreuen.

Ach, auch, wie er uns verließ, läßt er in unserer dramatischen Litteratur eine Lücke, die kein zweyter Schiller wieder ausfüllen wird. Zwar verkündigen voreilige Stimmen uns bereits einen neuen. Aber es dürften leicht falsche Propheten seyn, die Schillers eigenthümlichen Geist nicht in seiner ganzen Kraft und Würde anerkannt, nicht recht lebendig in sich haben werden lassen, was Schiller zu Schiller, und, als dieser, einzig machte. Das junge Talent, das sie so auf des Geschiedenen Grabe apotheoisiren, giebt schöne Hoffnungen, verspricht einen ausgezeichneten Dichter; aber einen Genius, wie den verlorenen? Traun, diese Vorherverkündiger wissen nicht, wer und was uns mit ihm verloren gieng.

Wer wird, wie er, die Leyer wieder schlagen?
Mit seinem Zauber, seiner Geisteskraft,
Ihm gleich, den Flug ins Land der Dichtung wagen,
Nie, seit er reift', im Adlerflug erschlafft!
So hohen Sinn in Bild und Fabel tragen,
So tief erschöpfen Kunst und Leidenschaft?
So neu und kühn der Vorwelt Hochgestalten
Aus grauer Zeit vor unserm Blick' entfalten?

Es ruht erstarrt die Meisterhand im Grabe,
Die uns so treu des Lebens Spiegel wies;
Die schöpferisch, wie mit dem Zauberstabe,
Max, Thekla, Philipp, Posa, werden hieß;
Vergangenheit, entwinkt dem alten Grabe,
Wie Gegenwart, sich uns enthüllen ließ!
Ach! was er gab, wird Keiner wiedergeben,
Er wird nur fort in seinen Werken leben.

Wr.

Gedichte.

Der Graf von Habsburg.

Ballade.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beym festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins;
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge;
Laut mischte sich der Posaunen Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem verderblichem Streit
War die kaiserlose, die erschreckliche Zeit,

Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer;
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust,
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ichs gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ichs als Kaiser entbehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare;
Ihm glänzte die Locke silberweiß
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold;
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.
Doch sage, was ist der Kaiser werth
An seinem herrlichsten Feste?

Nicht gebieten werd' ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde;
Er steht in des größeren Herren Pflicht;
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt,
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten."

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,

Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beyseit legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,
Damit er das Bächlein durchschritte."

„Was schaffst du? redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen."

„Da setzt' ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht' ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück
Bescheiden am Zügel geführet."

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthssinn
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinnst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst,
Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög' euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren auch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seyd ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweitzerland;
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus,
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten.
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.

Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Wilhelm Tell.

Seiner Churfürstlichen Gnaden,

dem hochwürdigsten Fürsten und Herrn, Karl, des h. röm. Reichs Churfürsten und Erzkanzler, unterthänigst gewidmet vom Verfasser.

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweyen,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Partheyen
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreyen;
Wenn frohe Willkühr an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen,
— Das ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet,
— Das ist unsterblich, und des Liedes werth.
Und solch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen;
Du kennst's, denn alles Große ist Dein eigen.

Der Alpenjäger.

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen
Spielend an des Baches Ranft.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!"

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!"

Willst du nicht der Lämmlein warten,
Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!
„Laß die Blümlein, laß sie blühen,
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!"

Und der Knabe gieng zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort;
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grad,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann;
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?"

Der Jüngling am Bache.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen-wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie fortgerissen
Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle, rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn!

Fraget nicht, warum ich traure
In des Lebens Blüthenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
Wenn der Frühling sich erneut.
Aber diese tausend Stimmen
Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
Mir den schweren Kummer nur.

Was soll mir die Freude frommen,
Die der schöne Lenz mir beut?
Eine nur ists, die ich suche;
Sie ist nah und ewig weit.
Sehnend breit' ich meine Arme
Nach dem theuren Schattenbild;
Ach, ich kann es nicht erreichen,
Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu' ich dir in deinen Schooß.
Horch, der Hain erschallt von Liedern,
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Hochzeitgedicht.

Heil Dir, edler deutscher Mann!
Heil zum ew'gen Bunde! —
Heute geht Dein Himmel an.
Sie ist da, die Stunde! —
Sprich der blassen Mißgunst Hohn,
Und dem Kampf der Jahre!
Großer Tugend großer Lohn
Winkt Dir am Altare.

Nichts, was enge Herzen füllt,
Was die Meinung weihet,
Was des Thoren Wünsche stillt,
Was der Geck oft freyet;
Reichthum nicht, nicht Ahnenruhm,
Nicht verbothne Triebe:
Nein, in dieses Heiligthum
Führte Dich die Liebe!

Nach der Thoren Lobgesang
Hast Du nie getrachtet.
Der Gewohnheit Kettenklang
Hast Du stolz verachtet. —
Ehrsucht mag nach Ehre freyn,
Gold sich Gold vermählen!
Liebe will geliebet seyn:
Seelen suchen Seelen!

Deinem großen Schwur getreu,
Trotztest Du Verächtern. —
Männlich stolz giengst Du vorbey
An der Mode Töchtern! —
Flittergold und Tändeley'n
Hat der Stutzer lieber.
Doch Du wolltest glücklich seyn,
Und Du giengst vorüber! —

Mädchenherzen sind so gern
Kästchen zum Vexiren. —
Manchen lockt der goldne Stern,
Perlen, die nur zieren! —
Hundert werden aufgethan,
Neun und neunzig trügen,
Aber nur in Einer kann
Die Juwele liegen!

Dich entzückt die Gattinn nicht,
Die nach Siegen trachtet,
Männerherzen Netze flicht,
Deines nur verachtet; —
Eitel auf das Lob der Welt,
In der neuen Robe
Schöner, stolzer sich gefällt,
Als in Deinem Lobe.

Keine witz'ge Spötterinn,
Keiner Gauklertruppe
Zugestutzte Schülerinn,
Keine mod'sche Puppe,
Keine, die mit Wörterkram
Ihre Liebe pinselt,
Was nicht aus dem Herzen kam,
Aus Romanen winselt.

Dich entzückt die Gattinn nur,
Die für Dich nur lebet,
Und mit herzlicher Natur
Innig an Dir klebet;
Die, um Deiner werth zu seyn,
Für die Welt verblindet,
Und in Deinem Arm allein
Ihren Himmel findet.

Trauert, wenn Du finster bist;
Weinet, wenn Du klagest;
Jauchzet, wenn Du fröhlich bist;
Zittert, wenn Du wagest; —
Die in schöner Sympathie
Dein Gefühl erreichet,
Und an Seelenharmonie
Deiner Minna gleichet. —

Sie allein ist Dir genug —
Welten kannst Du missen.
Wunden, die das Schicksal schlug,
Heilet sie mit Küssen! —
Deine Wonne sendet sie
Mit dem Engelsblicke
Schwesterlicher Sympathie
Wuchernd Dir zurücke! —

Wenn der Männer ernste Pflicht
Deinen Geist ermüdet;
Wenn der Sorgen Bleygewicht
Finster auf Dir brütet,
Falsche Freunde von Dir fliehn,
Feinde Dich verhöhnen,
Wetter Dir entgegen ziehn,
Donner um Dich dröhnen;

Wenn Dein ganzer Himmel fällt;
Wenn Dein Engel weichet;
Wenn um Dich die weite Welt
Einer Wüste gleichet: —
O! dann wird Ihr sanfter Blick
Dir Erquickung fächeln. —
Die Verzweiflung tritt zurück —
Weicht vor ihrem Lächeln! —

Nie wird dieser Bund vergehn,
Keine Zeit ihn mindern. —
Fröhlich wird er auferstehn
In geliebten Kindern.
Wenn die Freuden einst vergehn,
Die Dir heute scheinen,
Wirst Du froh Dich wiedersehn
In geliebten Kleinen.

Aussicht voll von Seligkeit!
Mit prophet'schen Blicken
Seh' ich in die künft'ge Zeit,
Sehe mit Entzücken
Töchter lieblich, sanft und gut,
Nach der Mutter Bilde,
Söhne von des Vaters Blut,
Edel, treu und milde! —

Lieblich, wie ein Blumenflor
An den Gartenwänden,
Fröhlich wachsen sie empor
Unter Deinen Händen. —
Freudenthränen im Gesicht,
Sammelst Du die Blüthen,
Wie ein Gärtner Blumen bricht,
Die ihn oft bemühten.

Dich erreicht der Jahre Ziel,
Deine Kräfte enden —
Unsers Lebens kurzes Ziel
Muß zuletzt noch enden —
Um Dein Bette drängt sich dann
Eine schöne Jugend. —
Dein Gedächtniß, edler Mann,
Lebt in ihrer Tugend!

Jede Erdenwonne muß
Sich mit Leiden gatten.
Lüste würgen im Genuß;
Ehrsucht speist mit Schatten;
Weisheit tödtet oft die Gluth
Unsrer schönsten Triebe;
Tugend kämpft mit heißem Blut! —
Glücklich macht nur Liebe!

Preist den armen Wandrer nicht,
Der sie nie empfunden,
Dem des Lebens Traumgesicht
Ohne sie verschwunden! —
Wer in Amors süßen Bann
Nie sich hingegeben,
Was verspricht der arme Mann
Sich vom andern Leben?

Sey's ein Weiser, sey's ein Held,
Still und schnell vergessen,
Schleicht er zu der Unterwelt,
Und ist nie gewesen! —
Freund! Du hast auf Gott vertraut,
Gott hat dich belohnet!
Frage Deine frohe Braut,
Wo Dein Himmel wohnet.

Unauslöschlich, wie die Gluth
Deiner reinen Triebe,
Unerschüttert, wie Dein Muth,
Fest, wie Deine Liebe:
Ewig, wie Du selber bist,
Währe Deine Freude! —
Wenn die Sonne nicht mehr ist,
Liebe noch, wie heute! —

Das Geschenk.

Ring und Stab, o seyd mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
Ja, wer die Schafe so tränket, der heißt mir ein Hirt.
Dreimal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

Das Ideal und das Leben.

Ewig klar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp der Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen;
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frey seyn in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden;
Des Genusses wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht;
Nach dem Apfel greift sie, und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten,
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frey von jeder Zeitgewalt.
Die Gespielinn seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich!

Jugendlich, von allen Erdenmahlen
Frey, in der Vollendung Strahlen
Schwebet hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,

Ehe noch zum traur'gen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.
Wenn im Leben noch des Kampfes Wage
Schwankt, erscheinet hier der Sieg.

Nicht vom Kampf die Glieder zu entstricken,
Den Erschöpften zu erquicken,
Wehet hier des Siegers duft'ger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Leben euch in seine Fluthen,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bey der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflog'ne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt ;
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelöst in zarter Wechselliebe;
In der Anmuth freyem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wenn, das Todte bildend zu beseelen,
Mit dem Stoff sich zu vermählen,
Thatenvoll der Genius entbrennt:
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born;
Nur des Meisels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn.

Aber dringt bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den sie beherrscht, zurück.
Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick.

Alle Zweifel, alle Kämpfe schweigen
In des Sieges hoher Sicherheit;
Ausgestoßen hat es jeden Zeugen
Menschlicher Bedürftigkeit.

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe;
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht:
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend; vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaff'ner hat dies Ziel erflogen:
Ueber diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freyheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euern Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht;
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen;
Wenn dort Priams Sohn der Schlangen
Sich erwehrt mit nahmenlosem Schmerz:
Da empöre sich der Mensch! Es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der Heil'gen Sympathie erliege,
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr den Leiden,
Nur des Geistes tapf'rer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duft'gem Thau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleyer
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Gieng in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreyen,
Lebend in des Todtenschiffers Kahn.

Alle Plagen, alle Erdenlasten
Wälzt der unversöhnten Göttinn List
Auf die will'gen Schultern des Verhaßten,
Bis sein Lauf geendigt ist; —

Bis der Gott, des Irdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens,
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt, und sinkt, und sinkt.
Des Olympes Harmonien empfangen
Den Verklärten in Chronions Saal,
Und die Göttinn mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***.

Edler Freund! wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freyheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das ueue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz;
Aller Länder Freyheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreyzack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehrnen Degen
Ju die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Britte
Gierig wie Polypenarme aus,
Und das Reich der freyen Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
 Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
 Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Ach umsonst auf allen Ländercharten
 Spähst du nach dem seligen Gebiet,
Wo der Freyheit ewig grüner Garten,
 Wo der Menschheit schöne Jugend blüht.

Endlos liegt die Welt vor deinen Blicken,
 Und die Schifffahrt selbst ermißt sie kaum;
Doch auf ihrem unermeßnen Rücken
 Ist für zehen Glückliche nicht Raum.

In des Herzens heilig stille Räume
 Mußt du fliehen aus des Lebens Drang:
Freyheit ist nur in dem Reich der Träume.
 Und das Schöne blüht nur im Gesang.

Die unüberwindliche Flotte.

Nach einem ältern Dichter.

Sie kömmt — sie kömmt, des Mittags stolze Flotte;
Das Weltmeer wimmert unter ihr:
Mit Kettenklang und einem neuen Gotte
Und tausend Donnern naht sie dir —
Ein schimmernd Heer furchtbarer Citadellen
(Der Ocean sah ihres Gleichen nie),
Unüberwindlich nennt man sie,
Zieht sie einher auf den erschrock'nen Wellen;
Den stolzen Namen weiht
Der Schrecken, den sie um sich speyt.

Mit majestätisch stillem Schritte
Trägt seine Last der zitternde Neptun;
Weltuntergang in ihrer Mitte,
Naht sie heran und alle Stürme ruhn.
Dir gegenüber steht sie da,
Glücksel'ge Insel = Herrscherinn der Meere!
Dir drohen diese Gallionenheere,
Großherzige Brittania.
Weh deinem freygebor'nen Volke!
Da steht sie, eine wetterschwang're Wolke.

Wer hat das hohe Kleinod dir errungen,
Das zu der Länder Fürstinn dich gemacht?
Hast du nicht selbst, von stolzen Königen erzwungen,
Der Reichsgesetze weisestes erdacht?
Das große Blatt, das deine Könige zu Bürgern,
Zu Fürsten deine Bürger macht?
Der Segel stolze Obermacht
Hast du sie nicht von Millionen Würgern
Erstritten in der Wasserschlacht?
Wem dankst du sie — erröthet, Völker dieser Erde —
Wem sonst, als deinem Geist und deinem Schwerte?

Unglückliche, blick' hin auf diese feuerwerfenden Kolossen,
Blick' hin, und ahnde deines Ruhmes Fall:
Bang' schaut auf dich der Erdenball,
Und aller freyen Männer Herzen schlagen,
Und alle gute schöne Seelen klagen
Theilnehmend deines Ruhmes Fall.

Gott der Allmächt'ge sah herab,
Sah deines Feindes stolze Löwenflaggen wehen,
Sah drohend offen dein gewisses Grab —
Soll, sprach er, soll mein Albion vergehen,
Erlöschen meiner Helden Stamm,
Der Unterdrückung letzter Felsendamm

Zusammenstürzen, die Tyrannenwehre
Vernichtet seyn von dieser Hemisphäre?
Nie, rief er, soll der Freyheit Paradies,
Der Menschenwürde starker Schirm verschwinden!
Gott der Allmächt'ge blies,
Und die Armada flog nach allen Winden.

Die zwey letzten Verse sind eine Anspielung auf die Medaille, welche Elisabeth zum Andenken ihres Sieges schlagen ließ. Es wird auf derselben eine Flotte vorgestellt, welche im Sturm untergeht, mit der bescheidenen Inschrift: Afflavit Deus et dissipati sunt.

Die Führer des Lebens.

Zweyerley Genien sind's, die dich durchs Leben geleiten.
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheitertem Spiel verkürzt dir der Eine die Reise;
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der And're,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein. Vertraue dem Erstern
Deine Würde nicht an, nimmer dem Andern dein Glück.

Rousseau.

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutter Lande,
Rousseau's Grab! gegrüßet seyst du mir.
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens,
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens;
Fried' und Ruhe fandst du hier!

Wenn wird doch die alte Wunde narben?
Einst war's finster und die Weisen starben;
Nun ist's lichter und der Weise stirbt.
Sokrates ging unter durch Sophisten;
Rousseau leidet, Rousseau fällt durch Christen,
Rousseau — der aus Christen Menschen wirbt.

Das Siegesfest.

Priams Veste war gesunken;
Troja lag in Schutt und Staub,
Und die Griechen, siegestrunken,
Reich beladen mit dem Raub,
Saßen auf den hohen Schiffen
Längs des Hellespontes Strand,
Auf der frohen Fahrt begriffen
Nach dem schönen Griechenland.

Stimmet an die frohen Lieder,
Denn dem väterlichen Herd
Sind die Schiffe zugekehrt,
Und zur Heimath geht es wieder.

Und in langen Reihen, klagend,
Saß der Trojerinnen Schaar,
Schmerzvoll an die Brüste schlagend,
Bleich mit aufgelöstem Haar.
In das wilde Fest der Freuden
Mischten sie den Wehgesang,
Weinend um das eigne Leiden,
In des Reiches Untergang.

Lebe wohl, geliebter Boden!
Von der süßen Heimath fern,
Folgen wir dem fremden Herrn,
Ach wie glücklich sind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wagengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.

Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit;
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus Sohn, der Fürst der Schaaren,
Übersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren,
Einst in des Scamanders Thal.
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick;
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.

Drum erhebe frohe Lieder,
Wer die Heimath wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht:
Denn nicht alle kehren wieder!

Alle nicht, die wiederkehren,
Mögen sich des Heimzugs freu'n;
An den häuslichen Altären
Kann der Mord bereitet seyn.
Mancher fiel durch Freundes Tücke,
Den die blut'ge Schlacht verfehlt,
Sprachs Ulyß mit Warnungs-Blicke,
Von Athenens Geist beseelt.

Glücklich, wenn der Göttinn Treue
Rein und keusch das Haus bewahrt;
Denn das Weib ist falscher Art,
Und die Arge liebt das Neue!

Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid, und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hoch beglückt.
Böses Werk muß untergehen;
Rache folgt der Frevelthat:
Denn gerecht in Himmels Höhen
Waltet des Chroniden Rath.

Böses muß mit Bösem enden;
An dem frevelnden Geschlecht
Rächt Zeus das Gastesrecht,
Wägend mit gerechten Händen.

Wohl dem Glücklichen mags ziemen,
Ruft Oilcus tapfrer Sohn,
Die Regierenden zu rühmen
Auf dem hohen Himmelsthron!
Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück;
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thertes kommt zurück!

Weil das Glück auf seinen Tonnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!

Ja, der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht!
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil;
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil!

Friede deinen heil'gen Resten!
Nicht der Feind hat dich entrafft;
Ajax fiel durch Ajax Kraft:
Ach der Zorn verderbt die Besten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Loosen,
Hoher Vater, preis' ich dein's.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Tapfrer, deines Ruhmes Schimmer
Wird unsterblich seyn im Lied;
Denn das ird'sche Leben flieht,
Und die Todten dauern immer.

Weil des Liedes Stimmen schweigen
Von dem überwundnen Mann,
So will ich für Hektorn zeugen,
Hub der Sohn des Tydeus an; —
Der für seine Hausaltäre
Kämpfend ein Beschirmer fiel —
Krönt den Sieger größre Ehre,
Ehre ihn das schön're Ziel!

Der für seine Hausaltäre
Kämpfend sank, ein Schirm und Hort:
Auch in Feindes Munde fort
Lebt ihm seines Namens Ehre.

Nestor jetzt, der alte Zecher,
Der drey Menschenalter sah,
Reicht den laubumkränzten Becher
Der bethränten Hekuba;
Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz.
Wundervoll ist Bachus Gabe,
Balsam für's zerrißne Herz!

Trink' ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz;
Balsam für's zerrißne Herz,
Wundervoll ist Bachus Gabe.

Denn auch Niobe, dem schweren
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Ähren,
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn so lang' die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethe's Welle
Tief versenkt und fest gebannt!

Denn so lang' die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethe's Welle.

Und von ihrem Gott ergriffen,
Hub sich jetzt die Seherinn,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimath hin.
Rauch ist alles ird'sche Wesen;
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.

Um das Roß des Reiters schweben,
Um das Schiff die Sorgen her,
Morgen können wir's nicht mehr;
Darum laßt uns heute leben!

Punschlied.

Im Norden zu singen.

Auf der Berge freyen Höhen,
In der Mittagssonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den goldnen Wein.

Und noch Niemand hat's erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Funkelnd, wie ein Sohn der Sonne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne,
Purpurn und krystallenhell,

Und erfreuet alle Sinnen,
Und in jede bange Brust
Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust.

Aber matt auf unsre Zonen
 Fällt der Sonne schräges Licht;
Nur die Blätter kann sie färben,
 Aber Früchte reift sie nicht.

Doch der Norden auch will leben,
 Und was lebt, will sich erfreu'n;
Darum schaffen wir erfindend
 Ohne Weinstock uns den Wein.

Bleich nur ist's, was wir bereiten
 Auf dem häuslichen Altar;
Was Natur lebendig bildet,
 Glänzend ist's und ewig klar.

Aber freudig aus der Schale
 Schöpfen wir die trübe Fluth;
Auch die Kunst ist Himmelsgabe,
 Borgt sie gleich von ird'scher Gluth.

Ihrem Wirken frey gegeben
 Ist der Kräfte großes Reich;
Neues bilden aus dem Alten,
 Stellt sie sich dem Schöpfer gleich.

Selbst das Band der Elemente
Trennt ihr herrschendes Gebot,
Und sie ahmt mit Herdes Flammen
Nach dem hohen Sonnengott.

Fernhin zu den sel'gen Inseln
Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
Schüttet sie im Norden auf.

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
Sey nur dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
Mit dem Willen und der Kraft.

Semele.

Eine lyrische Operette in zwey Scenen.

Personen:

Juno.
Semele, Prinzessinn zu Thebe.
Zevs.
Merkur.

Der Schauplatz ist zu Thebe im Pallast der Semele.

Erste Scene.

Saal im königlichen Pallast zu Thebe.

Juno.
(aus einer hellen niederfließenden Wolke, der Pfauenwagen halb sichtbar).

Hinweg den geflügelten Wagen,
Pfauen Juno's! Erwartet mich
Auf Zythärons wolkigtem Gipfel!

(Wagen und Wolken verschwinden.)

Ha! sey gegrüßt, Haus meines grauen Zornes!
Sey grimmig mir gegrüßt, feindseliger Pallast!
Verhaßtes Pflaster! — Hier also die Stätte,
Wo wider meinen Torus Jupiter
Im Angesicht des keuschen Tages frevelt?
Hier — wo ein Weib, ein sterblich schwaches Weib,
Ein Weib, aus Thon gewoben, sich erfrecht,
Den Donnerer aus meinem Arm zu schmeicheln,
An ihren Lippen ihn gefangen hält? —
Juno! Juno! traurig
Stehst du, tief verachtet,
Auf des Himmels Throne:
Zevs liebt dich nicht mehr!

Arie.

Götterbrod und Nektarpunsch
Überflügeln meinen Wunsch;
Reichlich dampfen mir Altäre —
Sklavisch frohnt mir jedes Knie.
Was ist, ohne Liebe, Ehre?
Was Zytherens Gürtel ohne sie?
Weh mir! meinen Stolz zu beugen,
Mußt' schon Venus aus dem Schaume
steigen —
Götter gestrudelt der Zauberinn zu —
Weh mir! meinen Gram zu mehren,
Mußt' Hermione gebähren:
Und dahin auf ewig meine Ruh'! — —
(heftig entschlossen.)

Nein, im Staube will ich nicht mehr trauern,
Länger nicht der Stolzen Siegeswagen ziehn!
Bin ich nicht Fürstinn der Götter?
Nicht Schwester des Donnerers?
Nicht des Flammenschleuderers Frau?
Ächzen nicht die Achsen des Himmels
Meinem Gebot? Umrauscht nicht mein Haupt die olympische Krone?
Ha! ich fühle mich! — Kronos Blut in den unsterblichen Adern!
Königlich schwillt mein göttliches Herz — Rache! — Rache!
Soll sie mich ungestraft schmähen?
Ungestraft mit des Donnerers Umarmungen prahlen?
Ungestraft die Erynnis hinauf in den Göttersitz rufen? —
Ha! der Würmerfraß! — auf ein lackirtes Gesichtchen
Aufgebläht, wagt's — das Ding von gestern und heute
Wagt's, um den Rang zu buhlen mit Göttern?
Staub will mit Äther wetteifern? — Stolze! Vergessene!

(mit Würde.)

Trägt es auch wohl den großen Stempel Uranos?
Oder frohlockt nicht Verwesung schon
Durch die Larve der welkenden Pracht? —

Stirb! Lern' am stygischen Strom von Unsterblichkeit Staub
Unterscheiden! — Deine Riesenrüstung mag dich erdrücken, dich
Niederschmettern deine Göttersucht! — —

Rachegepanzert
Steig' ich vom hohen Olympus herab!
Süße, vergiftende,
Schmeichelnde Reden
Hab' ich ersonnen;
Tod und Verderben lauern darin.
Horch!
Ihre Tritte!
Sie naht!
Naht dem Sturz, dem Verderben!
Verhülle dich, Gottheit, in sterblich Gewand!
Tief ist der Sturz,
Von Göttern in Würmer der Sturz!
Doch! Doch!
Kann die Liebe mit dem Stiere grasen,
Was darf die Rache nicht?

(Sie entfernt sich)

Semele (tritt auf.)

(In die Scene.) Die Sonne neigt sich schon —
Auf, Zofen, eilt!
Durchbalsamet den Saal mit Weihrauchdüften;
Streut Rosen und Narcissen rings umher;

Vergeßt auch nicht das goldgewebte Polster —
(für sich.) Er kommt noch nicht — die Sonne
neigt sich schon —
(in die Scene.) Und haltet köstliche Früchte
Bereit. —

Juno (stürzt in Gestalt einer Alten herein.)
Gelobet sey'n die Götter! Meine Tochter!

Semele.

Ha! wach' ich? träum' ich? Götter! Beroe?

Juno (an ihrem Hals.)

Sollt' ihre alte Amme Semele
Vergessen haben?

Semele.

Beroe! beym Zevs.

Juno.

Ich bin's!

Semele (umarmt sie.)

Laß an mein Herz dich drücken — deine Toch-
ter —
Du lebst? Was führt von Epidaurum dich
Zu mir? Wie lebst du? Du bist doch noch im-
mer
Meine Mutter. —

Juno.

Mutter?
Eh' nanntest du mich so.

Semele.

Du bist es noch,
Wirst's bleiben, bis von Lethe's Taumeltrank
Ich trunken bin —

Juno.

Bald wird wohl Beroe
Vergessenheit aus Lethe's Kelche trinken;
Die Tochter Kadmus trinkt vom Lethe nicht.

Semele.

Wie das? den doch mein Ältervater Agenor
Gekostet hat? —

Juno.

Wird Semele nicht kosten.

Semele.

Wie, meine Gute? räthselhaft war sonst
Nie deine Rede, nie geheimnißvoll;
Der Geist der grauen Haare spricht aus dir —
Ich werde, sagst du, Lethe's Trank nicht kosten?

Juno.

So sagt' ich, ja! was spottest du
Der grauen Haare? — Freylich haben sie
Noch keinen Gott bestricket, wie die blonden —

Semele.

Verzeih der Unbesonnenen — wie wollt' ich
Der grauen Haare spotten? werden wohl
Die meinen ewig blond vom Nacken fließen? —

Was aber war's, das zwischen deinen Zähnen
Du murmeltest? — Ein Gott? —

Juno (rasch.)

Sagt' ich, ein Gott?
Nun ja, die Götter wohnen überall:
Sie anzusehn, steht schwachen Menschen schön.
Die Götter sind, wo du bist — Semele!
Was fragst du mich?

Semele.

Wie, meine Beroe?
So fremd? warum dieß Herz vor mir verschlossen,
Das einst so froh in mein Herz überwallte?
Das wolltest du nicht sagen! —

Juno.

Wollt' ich mehr?
Die Götter sind, wo du bist — konnt' ich mehr noch sagen?
Die Götter wohnen gern um Semele.

Semele.

Boshaftes Herz! — doch sprich, was führte dich
Den weiten Weg von Epidaurum her?
Das doch wohl nicht, daß gern die Götter wohnen
Um Semele?

Juno.

Beym Jupiter, nur das!
Welch Feuer fuhr in deinen Wangen auf,

Als ich das Jupiter aussprach? — nichts anders,
Als jenes, meine Tochter — schrecklich rast
Die Pest zu Epidaurum; tödtend Gift
Ist jeder Hauch, und jeder Athem würget;
Den Sohn verbrennt die Mutter, seine Braut
Der Bräutigam; die feuerflammenden
Holzstöße machen Tag aus Mitternacht,
Und Klagen heulen rastlos in die Luft:
Unüberschwänklich ist das Weh! — entrüstet
Blickt Zevs auf unser armes Volk herab;
Vergebens strömt ihm Opferblut; vergebens
Zermartert am Altare seine Knie
Der Priester, unserm Flehen ist sein Ohr verriegelt —
Drum sandt' zu Kadmus großer Königstochter mich
Mein wehbelastet Vaterland, ob ich
Von ihr erbitten könnte, seinen Grimm
Von uns zu wenden — Beroe, die Amme,
Gilt viel, gedachten sie, bey Semele — bey Zevs
Gilt Semele so viel — mehr weiß ich nicht,
Versteh' noch weniger, was sie damit
Bedeuten: Semele vermag bey Zevs so viel.

Semele (heftig und vergessen.)

Die Pest wird morgen weichen — sag's dem Volk;
Zevs liebt mich! sag's! heut muß die Pest noch weichen!

Juno (auffahrend mit Staunen)

Ha! ist es wahr, was tausendzüngiges Gerücht
Vom Ida bis zum Hämus hat geplaudert?
Zevs liebt dich? Zevs grüßt dich in aller Pracht,
Worin des Himmels Bürger ihn bestaunen,
Wenn in Saturnia's Umarmungen er sinkt? —
Laßt, Götter, laßt die grauen Haare nun
Zum Orkus fahren — satt hab' ich gelebt —
In seiner Götterpracht steigt Kronos großer
Sohn
Zu ihr, zu ihr, die einst an dieser Brust
Getrunken hat — zu ihr —

Semele.

O Beroe! er kam,
Ein schöner Jüngling, reizender, als keiner
Aurora's Schooß entflossen; paradiesisch reiner,
Als Hesperus, wenn er balsamisch haucht,
In Ätherfluth die Glieder eingetaucht;
Die Haare seidenweich und säuselnd aufgehoben,
Den Schwanenhals in Lockennacht verschoben,
Das reizendste Gemisch von Finsterniß und Licht —
Elysium sein Blick, sein schimmernd Angesicht
Mit Rosenroth purpurisch durchgewoben,
Voll Ernst sein Gang, und majestätisch, wie
Hyperions, wenn Köcher, Pfeil und Bogen
Die Schultern niederschwirren, wie
Vom Ocean sich heben Silberwogen
Auf Mayenlüften hintennach geflogen
Sein Lichtgewand, die Stimme Melodie,

Ein Ohrenmahl wie Sphärenharmonie!
Wie Silberglanz aus fließenden Krystallen —
Entzückender als Orpheus Saiten schallen —
Ein Zauberbild, wie noch vor keinem Auge
schwamm,
Das Statüen belebt, und Lebende versteinert,
Dieß, tausendfach erhöht, und tausendfach verfeinert,
Erreicht den Schatten nicht von meinem Bräutigam.

Juno.

Ha! meine Tochter! — die Begeisterung
Erhebt dein Herz zum helikon'schen Schwung!
Wie muß das Hören seyn! wie himmelvoll das
Blicken!
Wenn schon die sterbende Erinnerung
Von hinnen rückt in delphischem Entzücken? —
Wie aber? warum schweigst du mir
Das Kostbarste? Chronions höchste Zier,
Die Majestät auf rothen Donnerkeulen,
Die durch zerrißne Wolken eilen,
Willst du mir geizig schweigen? — Liebenswürdigkeit
Mag auch Prometheus und Deukalion
Verliehen haben — Donner wirft nur Zevs!
Die Donner, die zu deinen Füßen
Er niederwarf, die Donner sind es nur,
Die zu der Herrlichsten auf Erden dich gemacht. —

Semele (stutzt.)

Wie? was sagst du? Hier ist von keinen Donnern
Die Rede. —

Juno (lächelnd)

Semele! auch Scherzen steht dir schön!

Semele.

So himmlisch, wie mein Jupiter, war noch
Kein Sohn Deukalions — von Donnern weiß
ich nichts!

Juno.

Ey! Eifersucht!

Semele.

Nein, Beroe! beym Zevs!

Juno.

Du schwörst?

Semele.

Beym Zevs! Bey meinem Zevs!

Juno (schreyend.)

Du schwörst?

Semele.

Wie wird dir? — Keine Spur von Donnern?

Juno (erschrocken.)

Keine Spur?
Unglückliche!

Semele.

Wahrhaftig, kein Gedanke!

Juno.

Entsetzlich! was? nicht ein Gedanke?

Semele (ängstlich.)

Beroe!

Juno.

Sprich's noch einmahl, das Wort, das zur Elendesten
Auf Tellus ganzem großem Rund dich macht! —
Nicht eine Spur von Donnern? kein Gedanke?

Semele.

Ihr Götter! kann ich anders sagen!

Juno (mit verzweifeltem Geschrey.)

Ha!

Vernahmt ihr's auch, ihr, des Olympus Mächte?
Du Feuerrad des Titans! — Nordische Trionen!
Du Trillingsstirn, der Gräber Pilgerinn!
Ihr, des Neptunus Schrecken! Ihr, des Orkus Nächte!
Vernahmt ihr's auch? — Sie kann nichts anders sagen —
Verlorne! das war nicht Zevs!

Semele.

Nicht Zevs?

Abscheuliche!

Juno.

Ein lockerer Geselle
Aus Attika, der unter Gottes Larve
Dir Ehre, Scham und Unschuld wegbetrog —
(Semele sinkt um)

Ja, stürz' nur hin! Steh' ewig, niemahls auf!
Laß ew'ge Nacht dein Licht verschlingen, laß
Um dein Gehör sich lagern ew'ge Stille!
Bleib ewig hier im Felsenzacken kleben! —
O Schande! Schande, die den keuschen Tag
Zurück in Hekate's Umarmung schläudert!
So, Götter! Götter! so muß Beroe
Nach sechszehn schwer durchlebten Trennungsjahren
Die Tochter Kadmus wiedersehen! — Frohlockend
Zog ich von Epidaurum her, mit Scham
Muß ich zurück nach Epidaurum kehren! —
Verzweiflung bring' ich mit! O Jammer! O mein Volk!
Die Pest mag ruhig bis zur zweyten überschwemmung
Fortwüthen; mag mit aufgebäumten Leichen
Den Öta übergipfeln; mag
Ganz Griechenland in ein Gebeinhaus wandeln,
Eh' Semele den Grimm der Götter beugt.
Betrogen ich und du und Griechenland und alles!

Semele (richtet sich zitternd auf, und streckt einen Arm nach ihr aus.)

O meine Beroe!

Juno.

Ermuntre dich, mein Herz:
Vielleicht ist's Zevs! Wahrscheinlich doch wohl nicht!

Vielleicht ist's dennoch Zevs! Itzt müssen wir's
erfahren!
Itzt muß er sich enthüllen, oder du
Fliehst ewig seine Spur; giebst den Abscheulichen
Der ganzen Todesrache Thebens Preis. —
Schau, theure Tochter, auf — schau deiner
Beroe
Ins Angesicht, das sympathetisch dir
Sich öffnet — wollen wir ihn nicht
Versuchen, Semele?

Semele.

Nein, bey den Göttern!
Ich würd' ihn dann nicht finden —

Juno.

Würdest du
Wohl minder elend seyn, wenn du in bangen
Zweifeln
Fortschmachtetest — und wenn er's dennoch
wäre?

Semele (verbirgt das Haupt in
Juno's Schooß)

Ach! Er ist's nicht!

Juno.

Und sich in allem Glanz,
Worin er je die schimmernden Gestirne
Verdunkelte, er je ein endlich Aug
Verblendete, vor dessen scharfem Schauen
(Dir ist es Abenddämmerung)

Die Sonnen schwarz vorüber schwanden,
Im Tanz die Sphären stille standen, —
Dir sichtbar stellte? — Semele! wie nun?
Dann sollte dich's gereuen, ihn versucht
Zu haben?

Semele (auffahrend.)

Ha! Enthüllen muß er sich!

Juno (schnell.)

Eh' darf er nicht in deine Arme sinken —
Enthüllen muß er sich — Drum höre, gutes Kind,
Was dir die redliche, getreue Amme räth,
Was Liebe mir itzt eben zugelispelt,
Vollbringen Liebe wird — sprich, wird er bald erscheinen?

Semele.

Eh' noch Hyperion in Thetis Bette steigt,
Versprach er zu erscheinen —

Juno (vergessen, heftig.)

Wirklich? Ha!
Versprach er? heut' schon wieder? (faßt sich) Laß ihn kommen!
Und wenn er eben liebestrunken nun
Die Arme auseinander schlingt nach dir,
So trittst du — merk' dir's — wie vom Bliz
Gerührt, zurück. Ha! wie er stutzen wird!
Nicht lange lässest du, mein Kind, ihn stutzen;
Du fährst so fort, mit frost'gen Minen, die
Die Seele morden (Lisbenden Mägären),

Ihn wegzustoßen — wilder, feuriger
Bestürmt er dich; die Sprödigkeit der Schönen
Ist nur ein Damm, der einen Regenstrom
Zurücke preßt, und ungestümer prallen
Die Fluthen an — Itzt hebst du an zu weinen —
Giganten mocht' er stehn, mocht' ruhig nieder-
schaun,
Wenn Typheus hundertarm'ger Grimm
Den Ossa und Olymp nach seinen Erbthron
jagte —
Die Thränen einer Schönen fällen Zevs. —
Du lächelst? — Gelt? die Schülerinn
Ist weiser hier, als ihre Meisterinn? —
Nun bittest du den Gott, dir eine kleine, kleine
Unschuld'ge Bitte zu gewähren, die
Dir seine Lieb' und Gottheit siegeln sollte —
Er schwört's beym Styx! — Der Styx hat ihn
gebannt!
Entschlüpfen darf er nimmermehr! Du sprichst:
„Eh' sollst du diesen Leib nicht kosten, bis
„In aller Kraft, worin dich Kronos Tochter
„Umarmt, du zu der Tochter Kadmus steigest!"
Laß dich's nicht schrecken, Semele, wenn er
Die Grauen seiner Gegenwart, die Feuer,
Die um ihn krachen, dir die Donner, die
Den Kommenden umknallen, zu Popanzen
Aufstellen wird, den Wunsch dir zu entleiden;
Das sind nur leere Schrecken, Semele!
Die Götter thun mit dieser herrlichsten
Der Herrlichkeiten gegen Menschen karg —

Beharre du nur starr auf deiner ersten Bitte,
Und Juno selbst wird neidisch auf dich schielen.

Semele.

Die Häßliche mit ihren Ochsenaugen!
Er hat mir's oft im Augenblick der Liebe
Geklagt, wie sie mit ihrer schwarzen Galle
Ihn martere —

Juno (ergrimmt, verlegen bey Seite.)

Ha! Wurm! den Tod für diesen Hohn!

Semele.

Wie, meine Beroe? — Was hast du da gemurmelt?

Juno (verlegen.)

Nichts — meine Semele! Die schwarze Galle quält
Auch mich — Ein scharfer strafevoller Blick
Muß oft bey Buhlenden für schwarze Galle gelten —
Und Ochsenaugen sind so wüste Augen nicht.

Semele.

O pfui doch! Beroe! die garstigsten,
Die je in einem Kopfe stecken können! —
Und noch dazu die Wangen gelb und grün,
Des gift'gen Neides sichtbarliche Strafe —
Mich jammert Zevs, daß ihn die Keiferinn
Mit ihrer ekelhaften Liebe keine Nacht

BIBLIOTHECA CIVITATIS BAMBERGENSIS

Verschont, und ihren eifersücht'gen Grillen.
Das muß Irions Rad im Himmel seyn.

Juno (in der äußersten Verwirrung und Wuth auf und ab rasend.)

Nichts mehr davon!

Semele.

Wie, Beroe? so bitter?
Hab' ich wohl mehr gesagt, als wahr ist, mehr,
Als klug ist? —

Juno.

Mehr hast du gesagt,
Als wahr ist, mehr, als klug ist, junges Weib!
Preis' dich beglückt, wenn deine blauen Augen
Dich nicht zu früh in Charons Nachen lächeln!
Saturnia hat auch Altär' und Tempel,
Und wandelt unter Sterblichen — die Göttinn
Rächt nichts so sehr, als höhnisch Naserümpfen.

Semele.

Sie wandle hier, und sey des Hohnes Zeuginn!
Was kümmerts mich? — Mein Jupiter beschützt
Mir jedes Haar; was kann mir Juno leiden? —
Doch laß uns davon schweigen, Beroe!
Zeus muß mir heute noch in seiner Pracht erscheinen,
Und wenn Saturnia darob den Pfad
Zum Orkus finden sollte —

Juno (beyseit.)

Diesen Pfad
Wird eine andre wohl noch vor ihr finden,
Wenn je ein Blitz Chronions trifft! —
(zu Semele.)
Ja Semele, sie mag vor Neid zerbersten,
Wenn Kadmus Tochter, Griechenland zur Schau,
Hoch im Triumphe zum Olympus steigt! —

Semele (leichtfertig lächelnd.)

Meinst du,
Man werd' in Griechenland von Kadmus Tochter hören?

Juno.

Ha! ob man auch von Sidon bis Athen
Von einem andern höret! Semele!
Götter, Götter, werden sich vom Himmel neigen,
Götter vor dir niederknien;
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen
Vor des Riesentödters Braut sich beugen,
Und in zitternder Entfernung — —

Semele (frisch aufhüpfend, ihr um den Hals fallend.)

Beroe!

Juno.

Ewigkeiten — grauen Welten
Wird's ein weißer Marmor melden:

Hier verehrt' man Semele!
Semele, der Frauen Schönste,
Die den Donnerschläuderer
Vom Olymp zu ihren Küssen
In den Staub herunter zwang,
Und auf Fama's tausendfach rauschenden Flügeln
Wird's von Meeren schallen, und brausen von
Hügeln —

Semela (ausser sich.)

Pythia! Apollo! — Wenn er doch
Nur erschiene!

Juno.

Und auf dampfenden Altären
Werden sie dich göttlich ehren —

Semele (begeistert.)

Und erhören will ich sie!
Seinen Grimm mit Bitten söhnen,
Löschen seinen Blitz in Thränen!
Glücklich, glücklich machen will ich sie!

Juno (für sich.)

Armes Ding! das wirst du nie. —
(nachdenkend.)
Bald zerschmilzt — — — doch — garstig mich
zu heißen? —
Nein! Das Mitleid in den Tartarus!
(zu Semele.)
Flieh nur! Flieh nur, meine Liebe,

Daß dich Zevs nicht merke; laß ihn lang'
Deiner harren, daß er feuriger
Nach dir schmachte —

Semele.

Beroe! der Himmel
Hat erkoren dich zu seiner Stimme.
Ich Glücksel'ge! vom Olympus neigen
Werden sich die Götter, vor mir niederknien
Sterbliche in demuthsvollem Schweigen — —
Laß nur — laß — ich muß von hinnen fliehn!

(eilig ab.)

Juno (siegjauchzend ihr nachblickend.)

Schwaches, stolzes, leicht betrognes Weib!
Fressendes Feuer seine schmachtenden Blicke,
Seine Küsse Zermalmung, Gewittersturm
Seine Umarmung dir! — Menschliche Leiber
Mögen nicht ertragen die Gegenwart
Deß, der die Donner wirft — Ha!

(in rasender Entzückung.)

Wenn nun ihr wächserner sterblicher Leib
Unter des Feuertriefenden Armen
Niederschmilzt, wie vor der Sonne Gluth
Flockiger Schnee, — der Meineidige
Statt der sanften, weicharmigen Braut,
Seine eig'nen Schrecken umhalst, — wie frohlockend dann
Will ich herüber, daß in der Hand ihm der Donnerkeil

Niederbebt! — Pfui doch! umarme
Nicht so unsanft, Saturnius!

(sie eilt davon.)

(Symphonie.)

Zweyte Scene.

(Der vorige Saal.)

Plötzliche Klarheit.

Zevs (in Jünglings-Gestalt). Merkur (in Entfernung.)

Zevs.

Sohn Maja!

Merkur (kniend mit gesenktem Haupt.)

Zevs!

Zevs.

Auf! Eile! Schwing
Die Flügel fort nach des Skamanders Ufer;
Dort weint am Grabe seiner Schäferinn
Ein Schäfer — Niemand soll weinen,
Wenn Saturnius liebet —
Ruf' die Todten ins Leben zurück.

Merkur (aufstehend.)

Deines Hauptes ein allmächtiger Wink
Führt mich in einem Huy dahin, zurück
In einem Huy —

Zevs.

Verzeuch! Als ich ob Argos flog,
Kam wallend mir ein Opferdampf entgegen
Aus meinen Tempeln — das ergötzte mich,
Daß mich das Volk so ehrt — Erhebe deinen Flug
Zu Ceres, meiner Schwester — so spricht Zevs —
Zehntausendfach soll sie auf funfzig Jahr
Den Argiern die Halmen wiedergeben —

Merkur.

Mit zitternder Eile
Vollstreck' ich deinen Zorn — mit jauchzender,
Allvater, deine Huld; denn Wollust ist's
Den Göttern, Menschen zu beglücken: zu verderben
Die Menschen, ist den Göttern Schmerz — Gebeut!
Wo soll ich ihren Dank vor deine Ohren bringen,
Nieden im Staub', oder droben im Göttersitz'?

Zevs.

Nieden im Göttersitz'! — Im Pallaste
Meiner Semele! Fleuch!

(Merkur geht ab.)

— — — — — — — Sie kömmt mir nicht entgegen,
Wie sonst, an ihre wollustschwellende Brust
Den König des Olympus zu empfangen!

Warum kommt meine Semele mir nicht
Entgegen? — Ödes — todtes — grauenvolles
Schweigen
Herrscht rings umher im einsamen Pallast,
Der sonst so wild und so bachantisch lärmte —
Kein Lüftchen regt sich — auf Zytharons Gipfel
Stand siegfrohlockend Juno — ihrem Zevs
Will Semele nicht mehr entgegen eilen — — —

(Pause, er fährt auf.)

Ha! sollte wohl die Frevlerinn gewagt
In meiner Liebe Heiligthum sich haben? —
Saturnia — Zytharon — ihr Triumph —
Entsetzen! Ahndung! — Semele — — Getrost! —
Getrost! Ich bin dein Zevs! Der weggehauchte
Himmel
Soll's lernen: Semele! ich bin dein Zevs!
Wo ist die Luft, die sich erfrechen wollte,
Rauh anzuwehn, die Zevs die Seine nennt? —
Der Ränke spott' ich — Semele, wo bist du? —
Lang' schmachtet' ich, mein weltbelastet Haupt
An deinem Busen zu begraben; meine Sinnen,
Vom wilden Sturm der Weltregierung eingelullt,
Und Zügel, Steu'r, und Wagen weggeträumt,
Und im Genuß der Seligkeit vergangen!
O Wonnerausch! Selbst Göttern süßer Taumel!
Glücksel'ge Trunkenheit! — Was ist Uranos
Blut,

Was Nektar und Ambrosia, was ist
Der Thron Olymps, des Himmels goldner
Zepter,
Was Allmacht, Ewigkeit, Unsterblichkeit, ein
Gott —
Ohne Liebe?
Der Schäfer, der an seines Stroms Gemur-
mel
Der Lämmer an der Gattinn Brust vergißt,
Beneidete mir meine Keile nicht.

Sie nah't — Sie kommt — O Perle meiner
Werke!
Weib! — Anzubeten ist der Künstler, der
Dich schuf. —— Ich schuf dich — bet' mich an,
Zevs betet an vor Zevs, der dich erschuf!
Ha! wer im ganzen Wesenreiche, wer
Verdammet mich? — Wie unbemerkt, ver-
ächtlich
Verschwinden meine Welten, meine strahlenquil-
lenden
Gestirne, meine tanzenden Systeme,
Mein ganzes großes Saitenspiel, wie es
Die Weisen nennen, wie das alles todt
Gegen eine Semele?

Semele (kommt näher, ohne
aufzuschauen.)

Zevs.

Mein Stolz! Mein Thron ein Staub! O Semele!

(fliegt ihr entgegen, sie will fliehen.)

Du fliehst? — Du schweigst? — Ha! Semele! Du fliehst?

Semele (ihn wegstoßend.)

Hinweg!

Zevs (nach einer Pause des Erstaunens.)

Träumt Jupiter? Will die Natur
Zu Grunde stürzen? — so spricht Semele? —
Wie? keine Antwort — Gierig streckt mein Arm
Nach dir sich aus — so pochte nie mein Herz
Der Tochter Agenors entgegen; so
Schlug's nie an Leda's Brust; so brannten meine Lippen
Nach Danae's verschloßnen Küssen nie,
Als jetzo —

Semele.

Schweig, Verräther!

Zevs (unwillig zärtlich.)

Semele!

Semele.

Fleuch!

Zevs (mit Majestät sie ansehend.)

Ich bin Zevs!

Semele.

Du Zevs?

Erzittre, Salmoneus! mit Schrecken wird
Er wiederfodern den gestohl'nen Schmuck,
Den du gelästert hast — Du bist nicht Zevs!

Zevs (groß.)

Der Weltbau dreht im Wirbel sich um mich
Und nennt mich so —

Semele.

Ha! Gotteslästerung!

Zevs (sanfter.)

Wie, meine Göttliche? Von wannen dieser Ton?
Wer ist der Wurm, der mir dein Herz entwendet?

Semele.

Mein Herz war dem geweiht, deß Aff' du bist —
Oft kommen Menschen unter Götterlarve,
Ein Weib zu fangen — Fort! Du bist nicht Zevs!

Zevs.

Du zweifelst? Kann an meiner Gottheit Semele
Noch zweifeln?

Semele (wehmüthig.)

Wärst du Zevs! Kein Sohn
Des Morgennimmerseyns soll diesen Mund berühren;
Zevs ist dieß Herz geweiht — — — O wär'st du Zevs!

Zevs.

Du weinest? Zevs ist da, und Semele soll
weinen?
(niederfallend.) Sprich, fodre, und die knechtische
Natur
Soll zitternd vor der Tochter Kadmus liegen!
Gebeut; und Ströme machen gähling Halt!
Und Helikon, und Kaukasus, und Cynthus,
Und Athos, Mykale, und Rhodope und Pindus,
Von meines Winkes Allgewalt
Entfesselt, küssen Thal und Triften,
Und tanzen, Flocken gleich, in den verfinsterten
Lüften.
Gebeut! und Nord und Ost und Wirbelwind
Belagern den allmächtigen Trident,
Durchrütteln Posidaons Throne;
Empöret steigt das Meer, Gestad' und Damm
zu Hohne;
Der Blitz prahlt mit der Nacht, und Pol und
Himmel krachen;
Der Donner brüllt aus tausendfachen Rachen,
Der Ocean läuft gegen den Olympus Sturm;
Dir flötet der Orkan ein Siegeslied entgegen.
Gebeut —

Semele.

Ich bin ein Weib, ein sterblich Weib!
Wie kann vor seinem Topf der Töpfer liegen,
Der Künstler knien vor seiner Statue?

Zevs.

Pygmalion beugt sich vor seinem Meisterstücke —
Zevs betet an vor seiner Semele!

Semele (heftiger weinend.)

Steh auf — Steh auf — O weh mir armen Mädchen!
Zevs hat mein Herz: nur Götter kann ich lieben,
Und Götter lachen mein, und Zevs verachtet mich!

Zevs.

Zevs, der zu deinen Füßen liegt —

Semele.

Steh auf!
Zevs thronet über höh'ren Donnerkeulen,
Und spottet eines Wurms in Juno's Armen.

Zevs (mit Heftigkeit.)

Ha! — Semele und Juno! — Wer
Ein Wurm?

Semele.

O unaussprechlich glücklich wär'
Die Tochter Kadmus — wär'st du Zevs — O weh,
Du bist nicht Zevs!

Zevs (steht auf.)

Ich bin's! (streckt die Hand aus: ein Regenbogen steht im Saal;
(Die Musik begleitet die Erscheinung.)
Kennst du mich nun?

Semele.

Stark ist des Menschen Arm, wenn ihn die Götter stützen;
Dich liebt Saturnius — Nur Götter kann
Ich lieben —

Zevs.

Noch! Noch zweifelst du,
Ob meine Kraft nur Göttern abgeborget,
Nicht gottgeboren sey? — Die Götter, Semele,
Verleih'n den Menschen oft wohlthät'ge Kräfte,
Doch ihre Schrecken leihen Götter nie —
Tod und Verderben ist der Gottheit Siegel;
Tödtend enthüllt sich Jupiter dir!

(Er streckt die Hand aus. Knall, Feuer, Rauch und Erdbeben. Musik begleitet hier und in Zukunft den Zauber.)

Semele.

Zieh deine Hand zurück! — O Gnade! Gnade
Dem armen Volk! — Dich hat Saturnius
Gezeuget —

Zevs.

Ha! Leichtfertige!
Soll Zevs dem Starrsinn eines Weibes wohl
Planeten drehn, und Sonnen still steh'n heißen?
Zevs wird es thun! — Oft hat ein Göttersohn
Den feuerschwangern Bauch der Felsen aufgeritzt;

Doch seine Kraft erlahmt in Tellus Schranken;
Das kann nur Zevs! (er streckt die Hand aus; die Sonne verschwindet; es wird plötzlich Nacht.)

Semele (stürzt vor ihm nieder)

Allmächtiger! — O wenn
Du lieben könntest! (es wird wiederum Tag.)

Zevs.

Ha! die Tochter Kadmus fragt
Chronion, ob Chronion lieben könnte?
Ein Wort, und er wirft seine Gottheit ab,
Wird Fleisch und Blut, und stirbt, und wird geliebt.

Semele.

Das thäte Zevs?

Zevs.

Sprich, Semele, was mehr?
Apollo selbst gestand, es sey Entzücken,
Mensch unter Menschen seyn — Ein Wink von dir! Ich bins!

Semele (fällt ihm um den Hals.)

O Jupiter, die Weiber Epidaurum schelten
Ein thöricht Mädchen deine Semele,
Die, von dem Donnerer geliebet, nichts
Von ihm erbitten kann —

Zevs (heftig.)

Erröthen sollen
Die Weiber Epidaurum! — Bitte, bitte nur!

Und bey dem Styx, deß schrankenlose Macht
Selbst Götter sklavisch beugt — Wenn Zevs dir zaudert,
So soll der Gott in einem einz'gen Nu
Hinunter mich in die Vernichtung donnern!

Semele (froh aufspringend.)

Daran erkenn' ich meinen Jupiter!
Du schwurest mir — der Styx hat es gehört —
So laß mich dann nie anders dich umarmen,
Als wie —

Zevs (erschrocken schreyend.)

Unglückliche, halt ein!

Semele.

Saturnia —

Zevs (will ihr den Mund zuhalten.)

Verstumme!

Semele.

Dich umarmt!

Zevs (bleich, von ihr weggewandt.)

Zu spät! Der Laut entrann! Der Styx! Du hast den Tod
Erbeten, Semele! —

Semele.

Ha! So liebt Jupiter?

Zevs.

Den Himmel gäb' ich drum, hätt' ich dich minder nur

Geliebt! (mit kaltem Entsetzen sie anstarrend.) Du
bist verloren —

Semele.

Jupiter!

Zevs (grimmig für sich hinredend.)

Ha! merk' ich nun dein Siegfrohlocken, Juno?
Verwünschte Eifersucht! — O diese Rose stirbt!
Zu schön — O weh! zu kostbar für den Acheron!

Semele.

Du geitzest nur mit deiner Herrlichkeit!

Zevs.

Fluch über meine Herrlichkeit, die dich
Verblendete! — Fluch über meine Größe,
Die dich zerschmettert! Fluch, Fluch über mich,
Daß ich mein Glück auf morschen Staub gebaut!

Semele.

Das sind nur leere Schrecken, Zevs! mir bangt
Vor deinem Drohen nicht.

Zevs.

Bethörtes Kind!
Geh — nimm das letzte Lebewohl auf ewig
Von deinen Freundinnen — nichts — nichts vermag
Dich mehr zu retten — Semele! ich bin dein Zevs!
Auch das nicht mehr — Geh —

Semele.

Neidischer! der Styx!
Du wirst mir nicht entschlüpfen.
(sie geht ab.)

Zevs.

Nein, triumphiren soll sie nicht — Erzittern
Soll sie — und kraft der tödtenden Gewalt,
Die Erd' und Himmel mir zum Schemel macht,
Will an den schroffsten Felsen Thraziens
Mit diamantnen Ketten ich die Arge schmieden,
Auch diesen Schwur —
(Merkur erscheint in Entfernung)
Was will dein rascher Flug?

Merkur.

Feurigen, geflügelten, weinenden Dank
Der Glücklichen —

Zevs.

Verderbe sie wieder!

Merkur (erstaunt.)

Zevs!

Zevs.

Glücklich soll niemand seyn!
Sie stirbt —
(Der Vorhang fällt.)

Die Huldigung der Künste.

Ein lyrisches Spiel.

Personen:

Vater.
Mutter.
Jüngling.
Mädchen.
Chor von Landleuten.
Genius.
Die sieben Künste.

Die Scene ist eine freye ländliche Gegend, in der Mitte ein Orangenbaum, mit Früchten beladen, und mit Bändern geschmückt. Landleute sind eben beschäftiget, ihn in die Erde zu pflanzen, indem die Mädchen und Kinder ihn zu beyden Seiten an Blumenketten halten.

Vater.

Wachse, wachse, blühender Baum
Mit der goldenen Früchte = Krone,
Den wir aus der fremden Zone
Pflanzen in dem heimischen Raum.
Fülle süßer Früchte beuge
Deine immer grünen Zweige.

Alle Landleute.

Wachse, wachse, blühender Baum,
Strebend in den Himmelraum.

Jüngling.

Mit der duftigen Blüthe paare
Prangend sich die goldne Frucht.
Stehe in dem Sturm der Jahre
Daure in der Zeiten Flucht.

Alle.

Stehe in dem Sturm der Jahre,
Daure in der Zeiten Flucht.

Mutter.

Nimm ihn auf, o heilige Erde,
Nimm den zarten Fremdling an.
Führer der gefleckten Herde,
Hoher Flurgott, pflege sein!

Mädchen.

Pflegt ihn, zärtliche Dryaden!
Schütz' ihn, schütz' ihn, Vater Pan!
Und ihr freyen Oreaden,
Daß ihm keine Wetter schaden,
Fesselt alle Stürme an.

Alle.

Pflegt ihn, zärtliche Dryaden!
Schütz' ihn, schütz' ihn, Vater Pan!

Jüngling.

Lächle dir der warme Äther
Ewig klar und ewig blau!
Sonne, gieb ihm deine Strahlen;
Erde, gieb ihm deinen Thau!

Alle.

Sonne, gieb ihm deine Strahlen;
Erde, gieb ihm deinen Thau!

Vater.

Freude, Freude, neues Leben
Mögst du jedem Wand'rer geben,
Denn die Freude pflanzte dich.
Mögen deine Nektargaben
Noch den spät'sten Enkel laben,
Und erquickt sey er durch dich!

Alle.

Freude, Freude, neues Leben
Mögst du jedem Wand'rer geben:
Denn die Freude pflanzte dich.

Sie tanzen in einem bunten Reihen um den Baum. Die Musik des Orchesters begleitet sie, und geht allmählig in einen edlern Styl über, während daß man im Hintergrunde den Genius mit sieben Göttinnen herab steigen sieht. Die Landleute ziehen sich zu beiden Seiten der Bühne, indem der Genius in die Mitte tritt, und die drey bildenden Künste sich zu seiner Rechten, und die vier redenden und musikalischen sich zu seiner Linken stellen.

Chor der Künste.

Wir kommen von fern her:
Wir wandern und schreiten
Von Völkern zu Völkern,
Von Zeiten zu Zeiten.
Wir suchen auf Erden ein bleibendes Haus,
Um ewig zu wohnen
Auf ruhigen Thronen;
In schaffender Stille,
In wirkender Hülle.
Wir wandern und suchen, und findens nicht aus.

Jüngling.

Sieh, wer sind sie, die hier nahen?
Eine Göttern gleiche Schaar!
Bilder, wie wir nie sie sahen.
Es ergreift mich wunderbar.

Genius.

Wo die Waffen erklirren
Mit eisernem Klang;
Wo der Haß und der Wahn die Herzen verwirren;
Wo die Menschen wandeln im ewigen Irren,
Da wenden wir flüchtig den eilenden Gang.

Chor der Künste.

Wir hassen die Falschen,
Die Götterverächter;
Wir suchen der Menschen
Aufrichtige Geschlechter;
Wo kindliche Sitten
Uns freundlich empfahn,
Da bauen wir Hütten,
Und siedeln uns an!

Mädchen.

Wie wird mir auf ein Mahl?
Wie ist mir geschehen!

Es zieht mich zu ihnen mit dunkeln Gewalten;
Es sind mir bekannte, geliebte Gestalten,
Und weiß doch, ich habe sie niemals gesehn;

Alle Landleute.

Wie wird mir auf ein Mahl!
Wie ist mir geschehn!

Genius.

Aber still! Da seh' ich Menschen,
Und sie scheinen hoch beglückt;
Reich mit Bändern und mit Kränzen,
Festlich ist der Baum geschmückt. —
Sind dieß nicht der Freude Spuren?
Redet! Was begiebt sich hier?

Vater.

Hirten sind wir dieser Fluren,
Und ein Fest begehen wir.

Genius.

Welches Fest? O lasset hören!

Mutter.

Unsrer Königinn zu Ehren,
Der Erhabnen, Gütigen,
Die in unser stilles Thal
Niedersteigt, uns zu beglücken,
Aus dem hohen Kaisersaal.

Jüngling.

Sie, die alle Reitze schmücken,
Gütig, wie der Sonne Strahl.

Genius.

Warum pflanzt ihr diesen Baum?

Jüngling.

Ach, sie kommt aus fernem Lande,
Und ihr Herz blickt in die Ferne.
Fesseln möchten wir sie gerne
An das neue Vaterland.

Genius.

Darum grabt ihr diesen Baum
Mit den Wurzeln in die Erde,
Daß die Hohe heimlich werde
In dem neuen Vaterland?

Mädchen.

Ach, so viele zarte Bande
Ziehen sie zum Jugendlande!
Alles, was sie dort verließ,
Ihrer Kindheit Paradies,
Und den heil'gen Schooß der Mutter,
Und das große Herz der Brüder,
Und der Schwestern zarte Brust —

Können wir es ihr ersetzen?
Ist ein Preis in der Natur
Solchen Freuden, solchen Schätzen?

Genius.

Liebe greift auch in die Ferne;
Liebe fesselt ja kein Ohr.
Wie die Flamme nicht verarmet,
Zündet sich an ihrem Feuer
Eine andere wachsend fort —
Was sie Theures dort besessen,
Unverloren bleibt es ihr.
Hat sie Liebe dort verlassen,
Findet sie die Liebe hier.

Mutter.

Ach, sie tritt aus Marmorhallen,
Aus dem goldnen Saal der Pracht.
Wird die Hohe sich gefallen
Hier, wo über freyen Auen
Nur die goldne Sonne lacht.

Genius.

Hirten, euch ist nicht gegeben,
In ein schönes Herz zu schau'n!
Wisset, ein erhabner Sinn
Legt das Große in das Leben,
Und er sucht es nicht darin.

Jüngling.

O schöne Fremdlinge, lehrt uns sie binden!
O lehret uns, ihr wohlgefällig seyn!
Gern wollten wir ihr duft'ge Kränze winden,
Und führten sie in unsre Hütten ein.

Genius.

Ein schönes Herz hat bald sich heim gefunden:
Es schafft sich selbst, still wirkend, seine Welt.
Und wie der Baum sich in die Erde schlingt
Mit seiner Wurzeln Kraft, und fest sich kettet,
So rankt das Edle sich, das Treffliche,
Mit seinen Thaten an das Leben an.
Schnell knüpfen sich der Liebe zarte Bande;
Wo man beglückt, ist man im Vaterland.

Alle Landleute.

O schöner Fremdling! sag, wie wir sie binden,
Die Herrliche, in unsern stillen Gründen!

Genius.

Es ist gefunden schon das zarte Band;
Nicht alles ist ihr fremd in diesem Land.
Mich wird sie wohl und mein Gefolge kennen,
Wenn wir uns ihr verkündigen und nennen.

(Hier tritt der Genius bis an's Proscenium; die sieben Göttinnen thun deßgleichen, so

daß sie ganz vorn einen Halbkreis bilden. In dem Augenblicke, wo sie vortreten, enthüllen sie ihr Attribute, die sie bis jetzt unter den Gewändern verborgen gehalten).

Genius (gegen die Fürstinn.)

Ich bin der schaffende Genius des Schönen,
Und die mir folget, ist der Künste Schaar.
Wir sind's, die alle Menschenwerke krönen;
Wir schmücken den Pallast und den Altar.
Längst wohnten wir bey Deinem Kaiserstamme,
Und Sie, die Herrliche, die Dich gebahr,
Sie nährt uns selbst die heil'ge Opferflamme
Mit reiner Hand auf Ihrem Hausaltar.
Wir sind Dir nachgefolgt, von Ihr gesendet;
Denn alles Glück wird nur durch uns vollendet.

Architectur.

(mit einer Maurer-Krone auf dem Haupte, ein goldenes Schiff in der Rechten.)

Mich sah'st Du thronen an der Newa Strom!
Dein großer Ahnherr rief mich nach dem Norden,
Und dort erbaut' ich ihm ein zweytes Rom.
Durch mich ist es ein Kaisersitz geworden,
Ein Paradies der Herrlichkeit und Größe
Stieg unter meiner Zauberruthe Schlag,
Jetzt rauscht des Lebens lustiges Getöse:
Wo vormals nur ein düst'rer Nebel lag.

Die stolze Flottenrüstung seiner Maste
Erschreckt den alten Belt in seinem Meer-Pallaste.

S c u l p t u r (mit einer Victoria in der Hand.)

Auch mich hast Du mit Staunen oft gesehen,
Die ernste Bildnerinn der alten Götterwelt.
Auf einem Felsen — er wird ewig stehen —
Hab' ich ein großes Heldenbild gestellt,
Und dieses Siegesbild, das ich erschaffen,
(Die Victoria zeigend)
Dein hoher Bruder schwingts in mächt'ger Hand
Es fliegt einher vor Alexanders Waffen;
Er hat's auf ewig an sein Heer gebannt; —
Ich kann aus Thon nur Lebenloses bilden;
Er schafft sich ein gesittet Volk aus Wilden.

M a h l e r e y.

Auch mich, Erhabne, wirst Du nicht verkennen,
Die heit're Schöpferinn der täuschenden Gestalt.
Von Leben blitzt es, und die Farben brennen
Auf meinem Tuch mit glühender Gewalt.
Die Sinne weiß ich lieblich zu betrügen;
Ja, durch die Augen täusch' ich selbst das Herz.
Mit des Geliebten nachgeahmten Zügen
Versüß' ich oft der Sehnsucht bittern Schmerz.
Die sich getrennt nach Norden und nach Süden,
Sie haben mich — und sind nicht ganz geschieden.

Poesie.

Mich hält kein Band, mich fesselt keine
Schranke;
Frey schwing' ich mich durch alle Räume fort,
Mein unermeßlich Reich ist der Gedanke,
Und mein geflügelt Werkzeug ist das Wort.
Was sich bewegt im Himmel und auf Erden,
Was die Natur tief im Verborgnen schafft,
Muß mir entschleyert und entsiegelt werden;
Denn nichts beschränkt die freye Dichterkraft,
Doch Schönes find' ich nichts, wie lang' ich wähle,
Als in der schönen Form — die schöne Seele.

Musik (mit der Leyer)

Der Töne Macht, die aus den Saiten quillet,
Du kennst sie wohl, Du übst sie mächtig aus,
Was achtungsvoll den tiefen Busen füllet,
Es spricht sich nur in meinen Tönen aus;
Ein holder Zauber spielt um Deine Sinnen,
Ergieß' ich meinen Strom von Harmonien;
In süßer Wehmuth will das Herz zerrinnen,
Und von den Lippen will die Seele fliehn,
Und setz' ich meine Leiter an von Tönen,
Ich trage Dich hinauf zum höchsten Schönen.

Tanz (mit der Cymbale.)

Das hohe Göttliche, es ruht in ernster Stille;
Mit stillem Geist will es empfunden seyn;
Das Leben regt sich gern in üpp'ger Fülle;
Die Jugend will sich äußern, will sich freu'n.

Die Freude führ' ich an der Schönheit Zügel,
Die gern die zarten Grenzen übertritt.
Dem schweren Körper geb' ich Zephyrs Flügel;
Das Gleichmaaß leg' ich in des Tanzes Schritt.
Was sich bewegt, lenk' ich mit meinem Stabe;
Die Grazie ist meine schöne Gabe.

Schauspielkunst (mit einer Doppelmaske.)

Ein Janusbild lass' ich vor Dir erscheinen:
Die Freude zeigt es hier, und hier den Schmerz.
Die Menschheit wechselt zwischen Lust und Weinen,
Und mit dem Ernste gattet sich der Scherz.
Mit allen seinen Tiefen, seinen Höhen
Roll' ich das Leben ab vor Deinem Blick.
Wenn Du das große Spiel der Welt gesehen,
So kehrst Du reicher in Dich selbst zurück;
Denn wer den Sinn aufs Ganze hat gerichtet,
Dem ist der Streit in seiner Brust geschlichtet.

Genius.

Und alle, die wir hier vor Dir erschienen,
Der hohen Künste heil'ger Götterkreis,
Sind wir bereit, o Fürstinn, Dir zu dienen,
Gebiete Du, und schnell auf Dein Geheiß,
Wie Thebens Mauer bey der Leyer Tönen,
Belebt sich der empfindungslose Stein,
Entfaltet sich Dir eine Welt des Schönen.

Architektur.

Die Säule soll sich an die Säule reihn,

Sculptur.

Der Marmor schmelzen unter Hammers-Schlägen.

Mahlerey.

Das Leben frisch sich auf der Leinwand regen.

Musik.

Der Strom der Harmonien Dir erklingen.

Tanz.

Der leichte Tanz den muntern Reigen schlingen,

Schauspielkunst.

Die Welt sich Dir auf dieser Bühne spiegeln.

Poesie.

Die Phantasie auf ihren mächt'gen Flügeln
Dich zaubern in das himmlische Gefild!

Mahlerey.

Und wie der Iris schönes Farbenbild
Sich glänzend aufbaut aus der Sonne Strahlen,
So wollen wir mit schön vereintem Streben
Der hohen Schönheit sieben heil'ge Zahlen,
Dir, Herrliche, den Lebensteppich weben!

Alle Künste (sich umfassend.)

Denn aus der Kräfte schön vereintem Streben
Erhebt sich wirkend erst das wahre Leben.

Anhang.

Schillers Urtheile über Deutschlands Lieblings-Dichter, Bürger und Matthisson.

Über Bürgers Gedichte.

Die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophirendes Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt, scheint keine Gattung der Poesie empfindlicher zu treffen, als die lyrische. Der dramatischen Dichtkunst dient doch wenigstens die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze, und der erzählenden erlaubt ihre freyere Form, sich dem Weltton mehr anzuschmiegen, und den Geist der Zeit in sich aufzunehmen. Aber die jährlichen Almanache, die Gesellschaftsgesänge, die Musikliebhaberey unserer Damen, sind nur ein schwacher Damm gegen den Verfall der lyrischen Dichtkunst. Und doch wäre es für den Freund des Schönen ein sehr niederschlagender Gedanke, wenn diese jugendlichen Blüthen des Geistes in der Fruchtzeit absterben, wenn die reifere Cultur auch nur mit einem einzigen Schönheitsgenuß erkauft werden sollte Vielmehr ließe sich auch in unseren so unpoetischen Tagen, wie für die Dichtkunst über-

haupt, also auch für die lyrische, eine sehr würdige Bestimmung entdecken; es ließe sich vielleicht darthun, daß, wenn sie von einer Seite höheren Geistesbeschäftigungen nachstehen muß, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nothwendig macht, es die Dichtkunst beynahe allein ist, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft im harmonischen Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Sie allein kann das Schicksal abwenden, das traurigste, das dem philosophirenden Stande widerfahren kann, über dem Fleiß des Forschens den Preis seiner Anstrengungen zu verlieren, und in der abgezogenen Vernunftwelt für die Freuden der wirklichen zu sterben. Aus noch so divergirenden Bahnen würde sich der Geist bey der Dichtkunst wieder zurecht finden, und in ihrem verjüngenden Licht der Erstarrung eines frühzeitigen Alters entgehen. Sie wäre die jugendblühende Hebe, welche in Jovis Saale die unsterblichen Götter bedient.

Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an

Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen, und in Anmuth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln, und mit idealisirender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dieß aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andere, als reife und gebildete Hände, fiel. So lange dieß nicht ist, so lange zwischen dem sittlich ausgebildeten vorurtheilsfreyen Kopf und dem Dichter ein anderer Unterschied Statt findet, als daß Letzterer zu den Vorzügen des Erstern das Talent der Dichtung noch als Zugabe besitzt; so lange dürfte die Dichtkunst ihren veredelten Einfluß auf das Jahrhundert verfehlen, und jeder Fortschritt wissenschaftlicher Cultur wird nur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bey einem unreifen Jüngling suchen; unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben seyn soll, daß er im Intellektuellen und Sittlichen auf einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden

des Genusses nicht untersinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor der Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredlen, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinauf zu läutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu rühren; der höchste Werth seines Gedichtes kann kein anderer seyn, als daß es der reine vollendete Abdruck einer interessanten Gemüthslage, eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Äußerung kenntlich seyn, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Ästhetischen gilt eben das, was vom Sittlichen; wie es der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann, so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verlei-

hen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Wir würden nicht wenig verlegen seyn, wenn uns aufgelegt würde, diesen Maaßstab in der Hand, den gegenwärtigen Musenberg zu durchwandern. Aber die Erfahrung, däucht uns, müßte es ja lehren, wie viel der größere Theil unserer nicht ungepriesenen lyrischen Dichter auf den bessern des Publikums wirkt: auch trifft es sich zuweilen, daß uns einer oder der andere, wenn wir es auch seinen Gedichten nicht angemerkt hätten, mit seinen Bekenntnissen überrascht, oder uns Proben von seinen Sitten liefert. Jetzt schränken wir uns darauf ein, von dem bisher Besagten die Anwendung auf Herrn Bürger zu machen.

Aber darf wohl diesem Maaßstabe auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volkssänger" ankündigt, und Popularität (S. Vorrede zum 1. Theil S. 15. u. f.) zu seinem höchsten Gesetz macht? Wir sind weit entfernt, Hrn. B. mit dem schwankenden Worte „Volk" schikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinn, wie es Homer seinem Weltalter, oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unseren Tagen vergeblich gesucht werden.

Unsere Welt ist die Homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr die Stufen einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theil schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, und mit diesen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Culturunterschied ist es noch Convenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdruck der Empfindung einander so äußerst unähnlich macht. Es würde daher umsonst seyn, willkührlich in einen Begriff zusammen zu werfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein Volksdichter für unsere Zeiten hätte also bloß zwischen dem allerleichtesten und allerschweresten die Wahl; entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen, und auf den Beyfall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, — oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beyden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben, und beyde Zwecke vereinigt zu verfolgen. Es fehlet uns nicht an Dichtern, die in der ersten Gattung glücklich gewesen sind, und sich bey ihrem Publikum Dank verdienet haben; aber

nimmermehr kann ein Dichter von Hrn. Bürgers Genie die Kunst und sein Talent so tief herab gesetzt haben, um nach einem so gemeinen Ziele zu streben. Popularität ist ihm, weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern, oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr, und fürwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der Triumph des Genies werden kann. Welch Unternehmen, dem ekeln Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu seyn — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit, das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffs und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jenen müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. Alles, wozu Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt, müßte er sich sorgfältig untersagen, und durch diese reine Scheidung dessen, was im Menschen bloß menschlich ist, gleichsam den verlornen Zustand der Natur zurück rufen. In stillschweigendem Einverständniß mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volks an

ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaft nutzen. Als der aufgeklärte, verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affekt der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. m. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er würde, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affekte machen, und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausbruch noch auf den Lippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimnisse des Denkers in leicht zu entziffender Bildersprache dem Kindersinn zu errathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß brächte die gewagtesten Vernunftwahrheiten, in reitzender und verdachtloser Hülle, lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erkühnen dürfen, sie in ihrem vollen Glanze heraufzuführen. Ehe sie ein Eigenthum der Überzeugung geworden, hätten sie durch ihn schon ihre stille Macht an den Herzen bewiesen, und ein unge-

duldiges einstimmiges Verlangen würde sie endlich von selbst der Vernunft abfodern.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bey ihm vorausgesetzt werden, oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es vergeben, mit den Resultaten des Tiefsinnes zu spielen, den Gedanken von der Form los zu machen, an die er ursprünglich geheftet, aus der er vielleicht entstanden war, ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen, so viel Kunst in so wenigen Aufwand, in so einfacher Hülle so viel Reichthum zu verbergen. Hr. B. sagt also keineswegs zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für das Siegel der Vollkommenheit erklärt. Aber, indem er dieß behauptet, setzt er stillschweigend schon voraus, was mancher, der ihn liest, bey dieser Behauptung ganz und gar übersehen dürfte, daß zur Vollkommenheit eines Gedichts die erste unerläßliche Bedingung ist, einen von der verschiedenen Fassungskraft seiner Leser durchaus unabhängigen, absoluten, innern Werth zu besitzen.

„Wenn ein Gedicht, scheint er sagen zu wollen, die Prüfung des echten Geschmacks aushält, und mit diesem Vorzug noch eine Klarheit und Faßlichkeit verbindet, die es fähig macht, im Munde des Volks zu leben; dann ist ihm das

Siegel der Vollkommenheit aufgedrückt." Dieser Satz ist durchaus Eins mit diesem: Was den Vortrefflichen gefällt, ist gut; was allen ohne Unterschied gefällt, ist es noch mehr.

Also weit entfernt, daß bey Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Foderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte; so ist vielmehr zu Bestimmung ihres Werthes (der nur in der glücklichen Vereinigung so verschiedener Eigenschaften besteht,) wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerischen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben; daß wir in dem größten Theil derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend hernieder steigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verläugnet. Hr. B. vermischt sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinauf zu ziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Das Volk, für das

er dichtet, ist leider nicht immer dasjenige, welches er unter diesem Nahmen gedacht wissen will. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachtfeyer der Venus, seine Leonore, sein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die göttingische Jubelfeyer, Männerkeuschheit, Vorgefühl der Gesundheit, u. a. m. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter an die Menschengesichter und ähnliche niederschrieb. Wenn wir anders aber einen Volksdichter richtig schätzen, so besteht sein Verdienst nicht darin, jede Volksklasse mit irgend einem, ihr besonders genießbaren, Liede zu versorgen, sondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklasse genug zu thun.

Wir wollen uns aber nicht bey Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte eben so schwer zu verbessern, als zu entschuldigen seyn. Recensent muß gestehen, daß er unter allen Bürgerischen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am reichlichsten aussteuerte,) beynahe keines zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte.

War es entweder die vermißte Übereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung; war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wörterprunk, ein (was doch am seltensten begegnet) unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte; so war uns diese Störung bey so vollem Genuß um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sey; daß seinen Produkten nur deßwegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Eine nothwendige Operation des Dichters ist Idealisirung seines Gegenstandes, ohne welche er aufhört, seinen Nahmen zu verdienen. Ihm kömmt es zu, das Vortreffliche seines Gegenstandes (mag dieser nun Gestalt, Empfindung oder Handlung seyn, in ihm oder außer ihm wohnen) von gröbern, wenigstens fremdartigen Beymischungen, zu befreyen, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einen einzigen zu sammeln, einzelne, das Ebenmaaß störende Züge der Harmonie des Ganzen zu unterwerfen, das

Individuelle und Locale zum Allgemeinen zu erheben. Alle Ideale, die er auf diese Art im Einzelnen bildet, sind gleichsam nur Ausflüsse eines innern Ideals von Vollkommenheit, das in der Seele des Dichters wohnt. Zu je größerer Reinheit und Fülle er dieses innere allgemeine Ideal ausgebildet hat; desto mehr werden auch jene einzelnen sich der höchsten Vollkommenheit nähern. Diese Idealisirkunst vermissen wir zu sehr bey Hrn. Bürger. Außerdem, daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen, Charakter zu tragen scheint, daß ihm Liebe selten etwas anders, als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit, Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Compilation von Zügen, eine Art Mosaik, als Ideale nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit mahlen, so sucht er zu jedem einzelnen Reitz seiner Geliebten ein demselben korrespondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttinn. Man sehe 1. Th. S. 124. das Mädel, das ich meine, das hohe Lied, und mehrere andere. Will er sie überhaupt als Muster von Vollkommenheit uns darstellen, so werden ihre Qualitäten von einer ganzen Schaar Göt-

tinnen zusammen geborgt. S. 86. die beyden Liebenden.

Im Denken ist sie Pallas ganz,
Und Juno ganz im edeln Gange,
Terpsichore beym Freudentanz,
Euterpe neidet sie im Sange.
Ihr weicht Aglaja, wenn sie lacht,
Melpomene bey sanfter Klage;
Die Wollust ist sie in der Nacht,
Die holde Sittsamkeit bey Tage.

Wir führen diese Strophe nicht an, als glaubten wir, daß sie das Gedicht, worin sie vorkömmt, eben verunstalte, sondern weil sie uns das passendste Beyspiel zu seyn scheint, wie ungefähr Hr. Bürger idealisirt. Es kann nicht fehlen, daß dieser üppige Farbenwechsel auf den ersten Anblick hinreißt und blendet; Leser besonders, die nur für das Sinnliche empfänglich sind, und, den Kindern gleich, nur das Bunte bewundern. Aber wie wenig sagen Gemählde dieser Art dem verfeinerten Kunstsinn, den nie der Reichthum, sondern die weise Ökonomie; nie die Materie, nur die Schönheit der Form; nie die Ingredienzien, nur die Fein-

heit der Mischung befriedigt! Wir wollen nicht untersuchen, wie viel oder wenig Kunst erfordert wird, in dieser Manier zu erfinden; aber wir entdecken bey dieser Gelegenheit an uns selbst, wie wenig dergleichen Kraftstücke der Jugend die Prüfung eines männlichen Geschmacks aushalten. Es konnte uns eben darum auch nicht sehr angenehm überraschen, als wir in dieser Gedichtsammlung, einem Unternehmen reiferer Jahre, sowohl ganze Gedichte, als einzelne Stellen und Ausdrücke wieder fanden (das Klinglingling, Hopp Hopp Hopp, Huhu, Sasa, Trallirum larum u. dgl. m. nicht zu vergessen), welche nur die poetische Kindheit ihres Verfassers entschuldigen, und der zweydeutige Beyfall des großen Haufens so lange durchbringen konnte. Wenn ein Dichter, wie Hr. B., dergleichen Spielereyen durch die Zauberkraft seines Pinsels, durch das Gewicht seines Beyspiels in Schutz nimmt: wie soll sich der unmännliche, kindische Ton verlieren, den ein Heer von Stümpern in unsere lyrische Dichtkunst einführte? Aus eben diesem Grunde kann Recensent das sonst so lieblich gesungene Gedicht: Blümchen Wunderhold, nur mit Einschränkung loben. Wie sehr sich auch Hr. B. in dieser Erfindung gefallen haben mag, so ist ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz

würdiges, und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit; es ist, frey heraus gesagt, Tändeley. Wenn es von diesem Blümchen heißt:

Du theilst der Flöte weichen Klang
Des Schreyers Kehle mit,
Und wandelst in Zephirengang
Des Stürmers Poltertritt;

so geschieht der Bescheidenheit zu viel Ehre. Der unschickliche Ausdruck: die Nase schnaubt nach Äther, und ein unechter Reim, blähn und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes.

Am meisten vermißt man die Idealisirkunst bey Hrn. B., wenn er Empfindungen schildert; dieser Vorwurf trifft besonders die neuern Gedichte, größtentheils an Molly gerichtet, womit er diese Ausgabe bereichert hat. So unnachahmlich schön in den meisten Diktion und Versbau ist, so poetisch sie gesungen sind, so unpoetisch scheinen sie uns empfunden.

Was Lessing irgendwo dem Tragödiendichter zum Gesetz macht, keine Seltenheiten, keine streng individuellen Charaktere und Situationen darzustellen, gilt noch weit mehr von dem

lyrischen. Dieser darf eine gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, um so weniger verlassen, je weniger Raum ihm gegeben ist, sich über das Eigenthümliche der Umstände, wodurch sie veranlaßt sind, zu verbreiten. Die neuen Bürgerschen Gedichte sind größtentheils Produkte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage, die zwar weder so streng individuell, noch so sehr Ausnahme ist, als ein Heavtontimorumenos des Terenz, aber gerade individuell genug, um von dem Leser weder vollständig, noch rein genug, aufgefaßt zu werden, daß das unideale, welches davon unzertrennlich ist, den Genuß nicht störte. Indessen würde dieser Umstand den Gedichten, bey denen er angetroffen wird, bloß eine Vollkommenheit nehmen; aber ein anderer kommt hinzu, der ihnen wesentlich schadet. Sie sind nähmlich nicht bloß Gemählde dieser eigenthümlichen (und sehr undichterischen) Seelenlage, sondern sie sind offenbar auch Geburten derselben. Die Empfindlichkeit, der Unwille, die Schwermuth des Dichters, sind nicht bloß der Gegenstand, den er besingt; sie sind leider oft auch der Apoll, der ihn begeistert. Aber die Göttinnen des Reitzes und der Schönheit sind sehr eigensinnige Gottheiten. Sie belohnen nur die Leidenschaft, die sie selbst

einflößten; sie dulden auf ihrem Altar nicht gern ein anderes Feuer einer reinen, uneigennützigen Begeisterung. Ein erzürnter Schauspieler wird uns schwerlich ein edler Repräsentant des Unwillens werden; ein Dichter nehme sich ja in Acht, mitten im Schmerz den Schmerz zu besingen. So, wie der Dichter selbst bloß leidender Theil ist, muß seine Empfindung unausbleiblich von ihrer idealischen Allgemeinheit zu einer unvollkommenen Individualität herab sinken. Aus der sanftern und fernen Erinnerung mag er dichten, und dann desto besser für ihn, je mehr er an sich erfahren hat, was er besingt; aber ja niemals unter der gegenwärtigen Herrschaft des Affekts, den er uns schön versinnlichen soll. Selbst in Gedichten, von denen man zu sagen pflegt, daß die Liebe, die Freundschaft u. s. w. selbst dem Dichter den Pinsel dabey geführt habe, hätte er damit anfangen müssen, sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität los zu wickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen. Das Idealschöne wird schlechterdings nur durch eine Freyheit des Geistes, durch eine Selbstthätigkeit möglich, welche die Übermacht der Leidenschaft aufhebt.

Die neuern Gedichte Hrn. B. charakterisirt eine gewisse Bitterkeit, eine fast kränkelnde Schwermuth. Das hervorragendste Stück in dieser Sammlung: das hohe Lied von der Einzigen, verliert dadurch besonders viel von seinem übrigen unerreichbaren Werthe. Andere Kunstrichter haben sich bereits ausführlicher über dieses schöne Produkt der Bürgerischen Muse heraus gelassen, und mit Vergnügen stimmen wir in einen großen Theil des Lobes mit ein, das sie ihm beygelegt haben. Nur wundern wir uns, wie es möglich war, dem Schwunge des Dichters, dem Feuer seiner Empfindung, seinem Reichthum an Bildern, der Kraft seiner Sprache, der Harmonie seines Verses, so viele Versündigungen gegen den guten Geschmack zu vergeben; wie es möglich war, zu übersehen, daß sich die Begeisterung des Dichters nicht selten in die Grenzen des Wahnsinns verliert; daß sein Feuer oft Furie wird; daß eben deßwegen die Gemüthsstimmung, mit der man dieses Lied aus der Hand legt, durchaus nicht wohlthätige harmonische Stimmung ist, in welche wir uns von dem Dichter versetzt sehen wollen. Wir begreifen, wie Hr. B., hingerissen von dem Affekt, der dieses Lied ihm dictirte, bestochen von der nahen Beziehung dieses Lieds auf seine eigene Lage, die er in dem-

selben, wie in einem Heiligthum, niederlegte, am Schlusse dieses Lieds sich zurufen konnte, daß es das Siegel der Vollendung an sich trage; — aber eben deßwegen möchten wir es, seiner glänzenden Vorzüge ungeachtet, nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennen, — ein Gedicht nähmlich, dessen Entstehung und Bestimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealische Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geschmack befriedigt.

Eben dieser große und nahe Antheil, den das eigene Selbst des Dichters an diesem und noch einigen andern Liedern so übertrieben nimmt, macht, daß wir so oft an ihn selbst, den Verfasser, erinnert werden. Recensent kennt unter den neuern Dichtern keinen, der das sublimi feriam sidera vertice des Horaz mit solchem Mißbrauch im Munde führte, als Hr. B. Wir wollen ihn deßwegen nicht in Verdacht haben, daß ihm bey solchen Gelegenheiten das Blümchen Wunderhold aus dem Busen gefallen sey; es leuchtet ein, daß man nur im Scherz so viel Selbstlob an sich verschwenden kann. Aber angenommen, daß an solchen scherzhaften Äußerungen nur der zehnte Theil sein Ernst sey, so macht ja ein zehnter Theil, der zehn Mahl wieder kömmt, einen ganzen und bittern Ernst. Eigenruhm

kann selbst einem Horaz nur verziehen werden, und ungern verzeiht der hingerißne Leser dem Dichter, den er so gern — nur bewundern möchte.

Diese allgemeinen Winke, den Geist des Dichters betreffend, scheinen uns alles zu seyn, was über eine Sammlung von mehr als hundert Gedichten, worunter viele einer ausführlichen Zergliederung werth sind, in einer Zeitung gesagt werden könnte. Das längst entschiedene einstimmige Urtheil des Publikums überhebt uns, von seinen Balladen zu reden, in welcher Dichtungsart es nicht leicht ein deutscher Dichter Hrn. B. zuvorthun wird. Bey Sonnetten, Mustern ihrer Art, die sich auf den Lippen des Declamateurs in Gesang verwandeln, wünschen wir mit ihm, daß sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht gleich ihm und seinem vortrefflichen Freund, Schlegel, die Leyer des pythischen Gottes spielen kann. Gern hätten wir alle bloß witzige Stücke, die Sinngedichte vor allen, in dieser Sammlung entbehrt, so wie wir überhaupt Hrn. B. die leichte scherzende Gattung möchten verlassen sehen, die seiner starkrn nervigten Manier nicht zusagt. Man vergleiche z. B., um sich davon zu überzeugen, das Zechlied 1. Thl. S. 142, mit einem anakreontischen oder horazi-

schen von ähnlichem Inhalt. Wenn man uns endlich aufs Gewissen fragte, welchen von Hrn. B. Gedichten, den ernsthaften oder den satyrischen, den ganz lyrischen oder lyrischerzählenden, der Vorrang gebühre, so würde unser Ausspruch für die ernsthaften, für die erzählenden und für die frühern ausfallen können, daß Hr. B. an poetischer Kraft und Fülle, an Sprachgewalt und an Schönheit des Verses gewonnen hat; aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Wenn wir bey Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben; so ist dieß, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hrn. B. Talent und Ruhm schuldig machen könnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Parthey der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bey dem mittelmäßigen Talent entweder freywillig unterdrückt, oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gerne gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hrn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz rin-

gen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unserer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswerth fanden, auf Rechnung äußrer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln, und frey und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirne umfließen.

Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten, so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Mahlerey, diese glühende energische Herzenssprache, dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheidet, endlich dieses biedre Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer

und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten, und so die höchste Krone der Classizität zu erringen.

Das Publikum hat eine schöne Gelegenheit, um die vaterländische Kunst sich dieses Verdienst zu erwerben. Hr. B. besorgt, wie wir hören, eine neue verschönerte Ausgabe seiner Gedichte, und von dem Maaße der Unterstützung, die ihm von den Freunden seiner Muse widerfahren wird, hängt es ab, ob sie zugleich eine verbesserte, ob sie eine vollendete seyn soll.

So urtheilte der Verfasser vor eilf Jahren über Bürgers Dichter-Verdienst; er kann auch noch jetzt seine Meinung nicht ändern; aber er würde sie mit bündigern Beweisen unterstützen, denn sein Gefühl war richtiger, als sein Raisonnement. Die Leidenschaft der Partheyen hat sich in diesen Streit gemischt: aber wenn alles persönliche Interesse schweigt, wird man der Intention des Recensenten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Über Matthissons Gedichte.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Landschaftsmahlerey eben nicht viel nachgefragt haben, ist etwas Bekanntes, und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges Tages an, ob sie den Landschaftsmahler überhaupt nur als echten Künstler gelten lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landschafts-Dichtung, als einer eigenen Art von Poesie, die der epischen, dramatischen und lyrischen eben so, wie die Landschafts-Mahlerey der Thier- und Menschen-Mahlerey gegen über steht, hat man in den Werken der Alten wenige Beyspiele aufzuweisen.

Es ist nähmlich etwas ganz anders, ob man die unbeseelte Natur blos als Locale einer Handlung in eine Schilderung mit aufnimmt, und wo es etwa nöthig ist, von ihr die Farben der Darstellung der beseelten entlehnt, wie der Historien-Mahler und der epische Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landschafts-Mahler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldin der Schilderung, und den Menschen bloß zum Figuranten in derselben macht. Von dem erstern findet man unzählige Proben im Homer; und wer möchte den großen Mahler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Locale seiner dramatischen Gemählde versinnlicht? Aber den Neuern, (worunter zum Theil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören,) war es aufbehalten, in Landschaftsgemählden und Landschaftspoesien diesen Theil der Natur für sich selbst zum Gegenstand einer eigenen Darstellung zu machen, und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten bloß auf Menschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, mit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für eine Gattung, die wir

Neuern so allgemein schätzen? Läßt sich wohl annehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reitze der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmähet habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bey Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstellung der landschaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke besitzt, und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräsentanten dieser Gattung, und zu einem Beyspiel dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stande ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freylich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrain's Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen Kunst sey, was ihn in diese Entzückung versetzte; und wer so eben eine Mathissonische

Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

Wir überlassen es andern, dem Landschaftsmahler seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur so viel berühren, als zunächst den Landschaftsdichter anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der Stoff, sondern bloß die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beyde durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freyen Kunstwerk gesteigert werden, und das Portrait eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufaktur herab sinken. Steht man also an, Gemählde oder Dichtungen, welche bloß unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für echte Werke der schönen Kunst (derjenigen nähmlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen; so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Character der schönen

Kunst erheischt. Was ist dieß nun für ein Charakter, mit dem sich die bloß landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muß derselbe seyn, der die schöne Kunst von der bloß angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beyde den Charakter der Freyheit; folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes seyn soll, den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns durch einen freyen Effekt „unsrer produktiven Einbildungskraft in bestimmte Empfindungen zu versetzen" (eine Erklärung, die sich neben den vielen, die über diesen Gegenstand im Curs sind, auch noch wohl wird erhalten können), so ergeben sich daraus zweyerley Forderungen, denen kein Dichter, der diesen Nahmen verdienen will, sich entziehen kann. Er muß fürs erste unsre Einbildungskraft frey spielen und selbst handeln lassen; und zweytens muß er nichts desto weniger seiner Wirkung gewiß seyn, und eine bestimmte Empfindung erregen. Diese Forderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn: denn nach der ersten müßte unsere Einbildungskraft herrschen, und keinem andern, als ihrem eigenen Gesetz, gehorchen; nach der andern müßte sie die-

nen, und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freyheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müßte; daß er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, daß beyde Forderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freyheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwey große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freyheit folgt, wie bekannt ist, bloß dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz empirisches, gründet. Nichts desto weniger muß der Dichter diesen empirischen Effekt der Association zu berechnen wissen, weil er nur in so fern Dichter ist, als er durch eine freye Selbsthandlung unserer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusam-

menhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsere Vorstellungen stehen aber nur in so fern in einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objective Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht bloß auf ein subjectives und willkührliches Gedankenspiel, gründen. An diese objective Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur, wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgesondert hat, was bloß aus subjectiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiß ist, daß er sich an das reine Object gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjecten sich richtet, nur dann kann er versichert seyn, daß die Imagination aller andern in ihrer Freyheit mit dem Gange, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deßwegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freyheit zu bestimmen, so schwer ist die zweyte, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjects zu bestimmen. Es ist be-

kannt, daß verschiedene Menschen bey der nähmlichen Veranlassung, ja daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die ausser seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er muß also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjects nichts nothwendig, als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in so fern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, abfordert. Um aber versichert zu seyn, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde), sondern wenn er als Mensch überhaupt empfindet, ist er gewiß, daß die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effect mit dem nähmlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwey Eigenschaften unnachläßlich gefordert, erstlich: nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objective Wahrheit); zweytens: nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjective Allgemeinheit). In einem Gedichte muß alles wahre Natur seyn: denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts wirkliche (historische) Natur seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um so viel weniger Mensch, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um so viel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subject eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl.

Aus dem Gesagten erhellet, daß das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur so weit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Ausserhalb dieses Gebietes, wo die Willkühr

und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder Freyheit; denn so bald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken kann, so muß er es entweder durch eine äussere lenken, und dann ist es nicht mehr unsere Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechterdings beydes beysammen seyn, wenn ein Werk poetisch heissen soll.

Daher mag es kommen, daß sich bey den weisen Alten die Poesie sowohl, als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äussern und innern) Menschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsere Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkühr ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen Körper und das menschliche Herz nicht hinaus, daher nur in diesen beyden ein Ideal kann aufgestellt werden. Über dem Menschen (als Erscheinung) giebt es kein Object für die Kunst mehr, obgleich für die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungs-

kraft ist hier zu Ende. Unter dem Menschen giebt es kein Object für die schöne Kunst mehr, obgleich für die angenehme; denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheile der Kunstverständigen anheim stellen), so läßt sich, wie es bey dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieser weitläuftigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worin der Landschaftsmahler und Landschaftsdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Mischungen und Formen; nicht nur die Gestalten sind hier willkührlicher, und scheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine dem Künstler sehr lästige Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten, und in einer bestimmten Ordnung vor; so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objective Regel vorhanden ist, mit welcher die freye Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das

wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freye Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freyheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit Verzicht thut.

Nichts desto weniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst ganz und gar nicht verloren, und selbst die von uns so eben aufgestellten Principien berechtigen den Künstler und Dichter, der seine Gegenstände daraus wählt, zu einem sehr ehrenvollen Range. Fürs erste ist nicht zu läugnen, daß bey aller anscheinenden Willkühr der Formen auch in dieser Region von Erscheinungen noch immer eine große Einheit und Gesetzmäßigkeit herrschet, die den weisen Künstler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muß bemerkt werden, daß, wenn gleich in diesem Kunstgebiet von der Bestimmtheit der Formen sehr viel nachgelassen werden muß (weil die Theile in dem Ganzen verschwinden, und der Effekt durch Massen bewirkt wird), doch in der Composition noch eine große Nothwendigkeit herrschen könne, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der mahlerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bey dem tiefsten Studium derselben wird noch immer sehr viel Willkührliches übrig bleiben, was den Künstler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der echte Künstler an ihr vermißt, und die ihn doch allein befriediget, liegt nur innerhalb der menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen Gegenstand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinüber gespielt hat. Zwar wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern, als es möglich ist, und so weit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er, aller seiner Bestrebungen ungeachtet, auf diesem Wege nie dahin kommen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es endlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verwandeln, und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern sind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler und Dichter, der in dieser Gattung arbei-

tet, verrichtet diese Operation, und gewiß in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenschaft davon zu geben. Es giebt zweyerley Wege, auf denen die unbeseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder als Darstellung von Empfindungen, oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existirt wirklich eine allgemein belebte und wirksame Kunst, die kein anderes Object hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik; und in so fern also die Landschaftsmahlerey oder Landschaftspoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede mahlerische und poetische Composition als eine Art von musikalischem Werth, und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton, und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit, von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz, wir verlangen, daß jede poetische Composition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich

durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sey, und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftsmahler und Landschaftsdichter verlangen wir dieß in noch höherem Grade und mit deutlicherm Bewußtseyn, weil wir von unsern Anforderungen an Produkte der schönen Kunst bey beyden etwas herunter lassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogische äussere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene inneren Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen; so geht diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äussern Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie, vermittelst jenes symbolischen Acts, die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur participiren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftsmahler in das Geheimniß jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studirt er die Analogie, welche zwischen diesen Gemüthsbewegun-

gen und gewissen äussern Erscheinungen Statt findet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmahler. Er tritt aus dem Reich der Willkühr in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den äussern Menschen, doch dem Dichter, der den innern zu seinem Objecte macht, getrost an die Seite stellen.

Aber die landschaftliche Natur kann auch zweytens noch dadurch in den Kreis der Menschheit gezogen werden, daß man sie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meinen hier aber keineswegs diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist; denn diese ist willkührlich und der Kunst gar nicht würdig: sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisirenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern steht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft nicht müßig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktischen) Regeln behandelt werden kann; so ist ihr diese

Erscheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der todte Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistessprache, und das äussere und innere Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzücket, befriedigt jetzt zugleich den moralischen; jene Stetigkeit, mit der sich die Linien im Raum, oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, ist ein natürliches Symbol der innern Übereinstimmung des Gemüths mit sich selbst, und des sittlichen Zusammenhanges der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks mahlt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftsmahler bewirken dieses bloß durch die Form ihrer Darstellung, und stimmen bloß das Gemüth zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen; er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch

den Inhalt unterstützen, und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, daß seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine lästige Schranke empfunden: denn eben darin liegt das Anziehende solcher ästhetischen Ideen, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hinein legt, bleibt stets eine endliche, der mögliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überläßt, ist eine unendliche Größe.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreyerley Erfordernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben nahmhaft gemacht haben, vereinigt Hr. Matthisson in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit; sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit; sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Sehen wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemählden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsere Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufordern, und, ohne ihr die Freyheit zu rauben, über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Parthien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen; nichts ist willkührlich herbeygeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen; wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns bloß der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortrefflich sowohl die Vortheile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nähmlich befindet sich bey Compositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Mahler, weil ein großer Theil des Effekts auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruhet, das er doch nicht anders als successiv in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentiren, was ist, als was geschieht; und

versteht er seinen Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer generischen Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf Einmal gegebenes Ganzes von Erscheinungen, und in dieser Hinsicht dem Mahler günstiger; sie ist aber dabey auch ein succeßiv gegebenes Ganzes, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstiget in so fern den Dichter. Herr Matthisson hat sich mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Object ist immer mehr das Mannichfaltige in der Zeit, als das im Raume; mehr die bewegte, als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, und mit der reitzendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung findet sich z. B. in dem lieblichen Mondscheingemählde S. 85.:

Der Vollmond schwebt im Osten,
Am alten Geisterthurm;
Flimmt bläulich im bemoosten
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylphe
Streift scheu in Lunens Glanz;
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwischtanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte weh'n die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleyert weißer Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt! u. s. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Dekoration auf Einmahl vor unsre Augen zu stellen, weiß er uns durch die Stetigkeit des Zusammenhanges die Comprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemählde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein rosenfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannen-
hügel;
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft;
Geneva mahlt sich in der Fluthen Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt, und gleichsam nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet ist.

In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschney't von Blüthen-
flocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet
kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Heerden-
glocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und

dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe:

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im rothen Wiederschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach,
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft, und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebelduft streifen, und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen, und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Associationen bieten sich ihm aber keineswegs willkührlich an; sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Locale der Landschaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjective Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen

darf, ihnen eine objective Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger versteht sich Hr. Matthisson auf jene musikalischen Effecte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunstreiche Eurythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bey folgendem kurzen Liede nicht etwas dem Eindruck Analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde? S. 91.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hain;
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt,
Gold beglänzt,
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wild umschwärmt vom Seegeflügel,

Mahlerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen, Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Fluth
Stirbt die Gluth;
Schon erblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hain.
Geisterlispel weh'n im Thale
Um versunkne Heldenmahle.

Man verstehe uns nicht so, als ob es bloß der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung giebt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung; aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ih-

rer Succession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemählde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch der Alpenwanderer S. 61, und die Alpenreise S. 66; zwey Compositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannichfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsere Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt.

Endlich finden sich unter diesen Landschafts-Gemählden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, der Genfersee, in dessen prachtvollem Eingange uns der Sieg des Lebens über das Leblose, der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieses schöne Gemählde mit einem Rückblick in die Ver-

gangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war.

Da wälzte, wo im Abendlichte dort,
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen traurend fort,
Von schauervoller Haine Nacht umgeben;

Da hörte deine Paradieses-Flur,
Du stilles Thal voll blühender Gehäge,
Die großen Harmonien der Wildniß nur,
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer;
So goß der Mond auf diese Wüstenev'n,
Voll trüber Nebeldämm'rung seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und er erkennt in ihr das Locale jener Dichterscenen, die ihm den Schöpfer der Heloise ins Gedächtniß rufen.

O Clarens, friedlich am Gestad' erhöht,
Dein Nahme wird im Buch der Zeiten
leben.
O Meillerie, voll rauher Majestät!
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich er-
heben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk' erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durch-
bebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wal-
len.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und mahlerisch! Aber nun will der Dichter es noch besser machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an sich sehr schönen Strophen kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überströmenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bey seinem Gegenstande, so kann er sich unmöglich davon reißen, um sich bald auf den Ätna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bey Neapel u. s. w. zu versetzen, und diese Gegenstände nicht etwa bloß flüchtig anzudeuten, sondern sich dabey zu verweilen. Zwar bewun-

dern wir darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen seyn. So viele veränderte Decorationen zerstreuen endlich das Gemüth so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt solches aufs neue zu beleben, schwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beym Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er sich so lange zu erhalten wußte, gar auffallend absticht. Hr. M. hat mit diesem Gedichte schon die dritte Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine vierte nur desto nöthiger gemacht. Gerade die vielerley Gemüthsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geist, der es anfangs dictirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hrn. M. als einen vortrefflichen Dichter landschaftlicher Scenen charakterisirten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein

Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freye Fictionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg versucht, und den Geist, der in diesen Dichtungen eigentlich herrschen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Fessellosigkeit, und dabey doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches das Feenland überschrieben ist, verspottet der Dichter die abenteuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune; alles ist hier so bunt, so prangend, so überladen, so grotesk, wie es der Charakter dieser wilden Dichtung mit sich bringt; in dem Lied der Elfen alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings seyn muß. Sorgenfreye, selige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der Faunen, und mit vieler Treuherzigkeit schwatzen die Gnomen ihr (und ihrer Consorten) Zunftgeheimniß aus. S. 141.

Des Tagscheins Blendung drückt;
Nur Finsterniß beglückt!
Drum hausen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.

Dort oben, wo der Äther flammt,
Ward alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Gluth mit Recht verdammt.

Hr. Matthisson ist nicht bloß mittelbar durch die Art, wie er landschaftliche Scenen behandelt; er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Mahler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiß, mit der beseelten, die einen so viel reichern Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Eben so kann man im voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchen eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ohngefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eigenen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens und dgl. sind der Inhalt seiner Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen, und mit derselben in einer genauen Verwandtschaft stehen.

Der Charakter seiner Muse ist Schwermuth und eine gewisse contemplative Schwärmerey, wozu die Einsamkeit und die Natur den gefühlvollen Menschen so gerne neigen. Im Tumult der geschäftigen Welt verdrängt eine Gestalt unsers Geistes unaufhaltsam die andere, und die Mannichfaltigkeit unseres Wesens ist hier immer unser Verdienst; desto treuer bewahret die einfache, stets sich selbst gleiche Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die oftmahlige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, sind einförmig und beynahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmahler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück, und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn diese Zurück-

führung zu dem saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den cultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muß diese Simplicität als ein Werk der Freyheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen; es muß diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt.

Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfniß der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst verleidet, und die Natur liebenswürdig macht; nicht, weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem praktischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem Tibur umsehen, und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freylich etwas mehr erfordert, als bloß die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Contrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Cul-

tur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sie durch eine Fülle, die es auch in der anspruchslosesten Form verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweihte Keuschheit der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns fest hält, und gleichsam nöthigt, uns unserer eigenen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muß. Wer eine Phantasie, wie sein Elysium (S. 34.), componiren kann, der ist als ein Eingeweihter in die innersten Geheimnisse der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitere Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein, wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, mahlen sich die schönen Naturbilder in

der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Produkten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheideneren Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf diesen reitzenden Grund handelnde Menschheit aufzutragen. Bescheidenes Mißtrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents; aber auch der Muth steht ihm gut an: und so schön es ist, wenn der Besitzer des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauscht; so einen großen Anblick giebt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

ADAM METZNER
BUCHBINDEREI
PAPIERHANDLUNG
BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gedichte Dritter Band

Bd.: Dritter Theil

1807

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.697
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722504-4